



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„‘Trümmerklassen’

Die Entwicklung der *u*-Stämme vom Urnordischen zum
Ostnordischen“

Verfasser

Raimund Staudinger

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 394

Studienrichtung lt. Studienblatt: Diplomstudium Skandinavistik

Betreuer: ao. Univ.-Prof. MMag. Dr. Roger Reidinger

an erster Stelle gebührt mein herzlicher dank herrn Roger Reidinger für die äußerst freundliche und zuvorkommende betreuung (nicht nur dieser diplomarbeit, sondern des ganzen Instituts für Skandinavistik Wien)! großen dank schulde ich auch meiner familie und, davon gar nicht zu trennen: meinen freunden, die mich in schwierigen zeiten nicht nur ertragen, sondern auch unterstützt haben, nämlich Christiane Beinl (psycho- und technologische wunschmaid ; telefonseelsorge), Georg Beck-Millan (*Brotherly LOVE!*), Christine Schörkhuber (*Cogitamus quia ambulamus.*) und Martin Novak (für *café & open house*) ; außerdem herrn Ernst Mayerl (für guten Rat).

meinen müttern.

... die arbeit an dem vorliegenden text wurde nach mehrjähriger unterbrechung im herbst 2012 wieder aufgenommen, eineinhalb winter lang unter heftigem einsatz von strichpunkt und *backslash* betrieben, im noch zaghaften frühling mitte april 2013 abgebrochen ...

Inhaltsverzeichnis

0	Einleitung	7
0.1	Der Begriff ‘Stammklasse’	8
0.2	Die <i>u</i> -Stämme – eine ‘Trümmerklasse’	13
1	Das Urnordische	16
1.1	Einleitung	16
1.1.1	Sprachliche Einordnung	16
1.1.2	Methodische Vorbemerkungen	17
1.2	Die Belege	18
1.2.1	Singular	18
1.2.2	Plural	41
1.3	Zusammenfassung	45
2	Die Übergangszeit	48
2.1	Einleitung	48
2.1.1	Begriffe	48
2.1.2	Phonologische und phonetische Entwicklungen	50
2.1.3	Graphische Entwicklungen	68
2.1.4	Das Corpus	69
2.2	Die Belege	70
2.3	Zusammenfassung	72
3	Das Altnordische	75
3.1	Einleitung	75
3.1.1	Sprachliche Einordnung	75
3.1.2	Phonologische und phonetische Entwicklungen	75
3.1.3	Graphische Entwicklungen	76
3.1.4	Das Corpus	77
3.2	Die Belege	77
3.2.1	Schwedische Belege	77
3.2.2	Dänische Belege	81

3.3 Zusammenfassung	82
4 Die Einzelsprachen	84
4.1 Einleitung	84
4.2 Altdänisch	85
4.3 Altschwedisch	88
4.4 Altgutnisch	89
4.5 Zusammenfassung	91
5 Nachwort	93
Literaturverzeichnis	96

Kapitel 0

Einleitung

Die vorliegende Diplomarbeit befasst sich mit der Entwicklung der *u*-Stämme als Teil der (nord)germanischen Substantivdeklinaton vom Urnordischen bis hin zu den ostnordischen Einzelsprachen der altskandinavischen Zeit. Der Titel ‘Trümmerklassen’ lehnt sich natürlich an den Begriff der Trümmersprachen an. Ähnlich wie diese zeichnen sich auch die germanischen *u*-Stämme von Beginn an durch eine unvollständige, zum Teil erratische Überlieferung aus, wie in der Literatur immer wieder betont wird:

“The *u*-class, which was never very numerous, is rather disintegrated even at the beginning of our tradition of the Gmc. languages.” (Prokosch 1939: 248)

„Die *u*-Stämme waren schon im Idg. nicht häufig, und sie treten im Germanischen weiter zurück.“ (Hirt 1932: 45)

„... die *u*-Stämme [sind] im Westgerm. (und teilweise auch schon im Nordgerm.) als solche im Aussterben begriffen.“ (Krahe 1969: II, § 16)

Dennoch leben sie im Inselskandinavischen bis heute fort und haben im Lauf der Zeit bisweilen sogar an Lebendigkeit gewonnen. Im ostnordischen Zusammenhang kann zugegeben zwar kaum von einer Erfolgsgeschichte gesprochen werden, doch halten sich Reste dieser ‘Restklasse’ auch dort bis zum endgültigen Zusammenbruch des Stammklassensystems. Dieser erfolgt zuerst im Altdänischen und markiert den Endpunkt unserer Untersuchung.

Anhand der sprachhistorischen Beschreibung der *u*-Stämme soll gleichzeitig der typologische Wandel der Substantivdeklinaton nachverfolgt werden: vom quasi-urgermanischen Stammklassenprinzip des Urnordischen hin zu einem durch zusätzliche Binnenflexion gekennzeichneten System des Altnordischen, welches dann im Ostnordischen beginnt, sich infolge zahlreicher Ausgleichsbewegungen zu einer wieder rein suffigalen Flexion zu wandeln, wie sie in den lebenden festlandskandinavischen Sprachen weiterbesteht.

Die *u*-Stämme bieten sich für eine solche Untersuchung vor allem aus zwei Gründen an: weil sie einerseits an zentralen Bestandteilen dieser Entwicklung teilhaben, inner-

halb des Stammklassensystems aber zugleich eine von Anfang an marginale Rolle einnehmen. Konkret heißt das: die *u*-Stämme werden von allen für den morphologischen Wandel bedeutsamen (morpho)phonologischen Prozessen, insbesondere den verschiedenen Umlauten und Brechungserscheinungen betroffen, wodurch sie den Wandel des Flexionssystems insgesamt widerspiegeln; als Klasse sind sie andererseits nicht zu umfangreich, um im gegebenen Rahmen behandelt werden zu können.

Der Wandel der Quellen nicht nur in sprachlicher Hinsicht, sondern auch bezüglich der Überlieferungssituation bedingt indessen eine ebenso variable Methodik: Will man einen verlässlichen Grundstock für die sprachliche Analyse legen, fordert die äußerst spärliche Überlieferung der ältesten Runeninschriften zunächst, jeden Beleg einzeln zu prüfen. Den weitaus größten Raum nimmt im ersten Kapitel zum Urnordischen deshalb die Diskussion der wenigen in der Literatur vorgefundenen Belege ein. Dagegen wird bei der Behandlung der sogenannten Übergangszeit in Kapitel 2 in Ermangelung solider Belege ein breiter Überblick über die allgemeinen sprachlichen Entwicklungen dieser Umbruchszeit gegeben. Mit dem Wechsel zum jüngeren Fupark am Beginn der altnordischen Periode (Kapitel 3) dagegen steigt die Textproduktion rasant an, so dass die schiere Menge der Belege größeres Vertrauen in die Überlieferung erlaubt. In handschriftlicher Zeit schließlich stehen verlässliche Handbücher und Grammatiken zur Verfügung, deren Daten in Kapitel 4 nur mehr der Extraktion und Strukturierung bedürfen.

Neben der nicht gering zu schätzenden Sammlung, Sichtung und Beurteilung des Belegmaterials verfolgt die vorliegende Arbeit den weiteren Zweck, die Stellung dieser Belege innerhalb der Substantivflexion und mithin die Entwicklung nicht nur einer einzelnen Stammklasse, sondern der Substantivflexion insgesamt zu untersuchen. Besonderes Augenmerk liegt hierbei auf dem typologischen Wandel des Flexionssystems. Dessen Analyse und typologische Einordnung bildet demgemäß den Schluss der einzelnen Kapitel.

0.1 Der Begriff ‘Stammklasse’

Als Stammklassen werden Gruppen von Substantiven bezeichnet, denen die Verwendung bestimmter Morphe(me) zum Zweck der Wortbildung gemeinsam ist. Die Zugehörigkeit zu einer Stammklasse wiederum bestimmt die Flexionsweise und zum Teil auch das Genus eines Wortes. Der nur indirekte Bezug zur Flexion bildet eine wichtige Grenze zum Hyperonym *Flexionsklasse*, welcher sich direkt auf die Flexive bezieht: Eine Flexionsklasse kann definiert werden als eine Gruppe von Lexemen, welche

1. ein und dasselbe Paradigma teilen und

2. an allen Positionen dieses Paradigmas dieselben Flexionsmarker zeigen (Carstairs-McCarthy 2000: 630).

Freilich können Stammklassen Teilmengen einer Flexionsklasse bilden, der Stammklassenbegriff hebt aber in erster Linie nicht auf Flexive, sondern auf Derivationssuffixe ab.

Obwohl der Begriff *Stammklasse* traditionell nur innerhalb des germanischen Zweiges der Indogermania Anwendung findet, muss zur näheren Erläuterung ein Blick auf die grundsprachliche (urindogermanische) Wortbildung erfolgen: Hier ist zunächst festzustellen, dass jedes einfache (= nichtkomponierte) urindogermanische Substantiv aus mindestens drei Morphemen besteht (Bammesberger 1990: § 2.1):

W (Wurzel) + S (Suffix) + E (Endung)

Beispiel: {Nom. Sg. masc.} uridg. **u̯lk^w-o-s* ‘Wolf’ > urg. **wulf-a-z* ~ lit. *vilk-a-s* ~ altind. *vṛk-a-s* ~ altlat. *lup-o-s* etc.

Eine urindogermanische Wurzel trägt jedoch keine grammatische, sondern lediglich lexikalische Information, und unterliegt somit noch keiner Beschränkung hinsichtlich der Wortart. Erst im Verbund mit einem zweiten Morphem, dem Suffix, kann sie eine morphologisch enger definierte Einheit, den Stamm, bilden:

W (Wurzel) + S (Suffix) = Stamm

Beispiel: Die Wurzel **suep-* kann sowohl einen Verbalstamm **suep-eje/o-* (vgl. aisl. *svefja* ‘einschläfern’) als auch einen Nominalstamm wie das Substantiv **suep-no-* (aisl. *svefn* ‘Schlaf’) bilden. Entscheidend ist, dass die urindogermanische Wortbildung eine Vielzahl von Suffixen kennt, mithilfe derer verschiedenste Verbal- und Nominalstämme von einer Wurzel abgeleitet werden können. Die Fortsetzer dieser Suffixe bilden nämlich die diachrone Grundlage für die Einteilung der germanischen (Substantiv-)Stammklassen. Grundsätzlich unterscheidet man innerhalb des Urindogermanischen:

- (a) Thematische Stämme, welche ein Stammsuffix in Gestalt des ablautenden ‘Themavokals’ **-e/o-* haben; weil dieser in den meisten Kasus die Abtönung **-o-* zeigt, werden sie auch ‘o-Stämme’ genannt, im Germanischen wegen des Lautwandels uridg. **ō* > urg. **ā* meist ‘a-Stämme’. Beispiel: uridg. **kunt-ó-* ‘Hund’ (vgl. das Personennamenhinterglied urn. *-hund-a-R*).
- (b) Athematische Stämme, deren Stammsuffix auf *-i-*, *-u-* oder Konsonanten auslautet. Beispiel: *r*-Stamm **ph₂-ter-* ‘Vater’ (> aisl. *faðir*).

Die Einteilung der germanischen Stammklassen erfolgt nun wie im Urindogermanischen nach dem Auslaut des Stammsuffix: hier werden die Stämme nach Jacob Grimm auch ‘stark’ (vokalische *a-*, *ō-*, *i-* und *u-* Stämme) und ‘schwach’ (konsonantische *n-* Stämme) genannt. Zusätzlich gibt es die separaten und weniger umfangreichen Klassen der Wurzelnomina (deren Flexionsendungen direkt an die Wurzel antreten, die

also ein Null(stamm)suffix haben: uridg. **pōd(-Ø)-s* > aisl. *fótr* ‘Fuß’) sowie der *r*-, *nd*- und *s*-Stämme. Dieses Inventar urgermanischer Stammklassen führt das Urnordische im Wesentlichen fort. In Tabelle 1 werden die wichtigeren Klassen mit Beispielen angeführt.

	Stammvokal	Genus	Urn. Beispiel	Aisl. Fortsetzer
s t a r k	*-a-	masc.	<i>staina-</i>	<i>steinn</i> ‘Stein’
		neutr.	<i>horna-</i>	<i>horn</i> ‘Horn’
	*-ō-	fem.	<i>runō-</i>	<i>rún</i> ‘Rune’
	*-i-	masc.	<i>gasti-</i>	<i>gestr</i> ‘Gast’
		fem.	<i>*naudi-</i>	<i>nauðr</i> ‘Not’
	*-u-	masc.	<i>magu-</i>	<i>mōgr</i> ‘Knabe’
		fem.	<i>*handu-</i>	<i>hōnd</i> ‘Hand’
		neutr.	<i>*fehu-</i>	<i>fé</i> (masc.) ‘Vieh’
s c h w a c h	*-an-	masc.	<i>*guman-</i>	<i>gumi</i> ‘Mensch’
		neutr.	<i>*hertan-</i>	<i>hjarta</i> ‘Herz’
	*-ōn-	fem.	<i>*tungōn-</i>	<i>tunga</i> ‘Zunge’
	*-r-	masc.	<i>*fader-</i>	<i>faðir</i> ‘Vater’
		fem.	<i>swestar-</i>	<i>systir</i> ‘Schwester’

Tabelle 1: Die urnordischen Substantivstammklassen.

Hier nicht gesondert angeführte Mikroklassen der *a*- und *ō*-Stämme bilden die *ja*- und *jō*- bzw. *ija*-, *ijō*-Stämme sowie die kleineren Gruppen der *wa*- und *wō*-Stämme. Diese gehen auf urindogermanische Stämme mit einem Stammsuffix auf Halbvokal **-īe/o-*, **-īeh₂-* (> **-īā-* > urg. **-jō-*) bzw. **-ue/o-*, **-ueh₂-* (> **-uā-* > urg. **wō-*) zurück, die urgermanisch noch völlig gleich wie die reinen *a*- und *ō*-Stämme flektierten¹ (Bammesberger 1990: 35, 99). Der Unterschied zwischen *ja/jō*- und *ija/ijō*-Stämmen beruht übrigens lediglich auf einer urindogermanischen Syllabifizierungsregel bezüglich des Silbengewichtes der zugrundeliegenden Wurzel, dem sogenannten Sieversschen Gesetz (s. Fortson 2010: § 3.43).

Die obige Auflistung macht unter anderem die beachtenswerte Tatsache deutlich, dass das Genus eines Wortes nur zum Teil mit seiner Einordnung in eine bestimmte Stammklasse korreliert. Nur zwei der oben genannten Klassen enthalten ausschließlich Wörter eines einzigen Genus (feminine *ō*- und *ōn*-Stämme), während die *r*-Stämme naturgemäß nur Masculina und Feminina bilden, da diese Klasse in erster Linie *Nomina agentis* und Verwandtschaftsbezeichnungen umfasst, also sexusmarkierte *Animata*. Die meisten Klassen aber umfassen Wörter mehrerer, die *u*-Stämme sogar aller drei Genera.

Diese Verhältnisse ändern sich allerdings im Laufe der Sprachentwicklung. Einzelne (Mikro-)Klassen wie die femininen und neutralen *u*-Stämme sind wohl schon in grundsprachlicher Zeit nicht sehr zahlreich gewesen und im Urgermanischen bereits zum

¹ Eine Ausnahme bildet anscheinend nur der {Nom. Sg. *ijō*} auf **-ī*.

Großteil verschwunden. Zu Beginn der literarischen Zeit sind sie dann nur mehr anhand von Reliktformen fassbar, die anderen Genera und/oder Stammklassen zugeteilt wurden, vgl. etwa den Genitiv Singular aschw. *fea(r)* zu einem ursprünglich neutralen, später masculinen *u*-Stamm *fä* ‘Vieh’. Der einzige greifbare feminine *u*-Stamm urg. **handuz* (> got. *handus*, aisl. *hond*) ist zudem etymologisch mehrdeutig (Wessén 1970: §§ 81, 99.2). Ähnliches gilt für die wenigen Mitglieder der femininen *i*-Stämme. Aufgrund dieser Reduktion des Stammklassensystems hinsichtlich der Kategorie Genus verstärkt sich die Koppelung von Genus und Stammklasse in späterer Zeit.

Um die Kontinuität des Stammsystems von der indogermanischen Grundsprache zum Urnordischen zu verdeutlichen, führe ich in Tabelle 2 als Beispiele die vollständigen Paradigmen eines masculinen *a*-Stammes urg. **dagaz* (> aisl. *dagr* ‘Tag’) und eines *u*-Stammes **sunuz* (> aisl. *sunr* ‘Sohn’) zusammen mit den entsprechenden urindogermanischen Endungssätzen an. Die Angaben stammen von Ringe (2006: 48, 269) und Krause (1971: § 107.1)².

Während man in Bezug auf die urindogermanische Wortbildung von Stämmen spricht, ist in demselben Zusammenhang wenig sinnvoll, auch den Begriff der *Stammklasse* zu gebrauchen. Das urindogermanische Flexionssystem unterscheidet sich nämlich dahingehend wesentlich vom germanischen, dass es zusätzlich zu einer äußeren Flexion durch Suffigierung auch eine innere Flexion in Form verschiedener Akzent-Ablaut-Muster kennt (s. Fortson 2010: §§ 6.19 ff.). Die germanische Stammklassenflexion dagegen beruht auf der Etablierung des gebundenen Wurzelakzents, welcher den urindogermanischen freien Wortakzent ablöst, weswegen eine Koppelung von Akzent und Ablaut nicht länger möglich ist. Die einmal ererbten Ablautstufen der Stammsuffixe (und damit die Stämme) werden infolgedessen sozusagen eingefroren. Verbunden mit intraparadigmatischen Ausgleichsbewegungen ergibt dies ein System unveränderlicher Wortstämme mit überwiegend äußerer Flexionsweise durch Suffigierung.

² Mit Ausnahme des urnordischen Dativ Plural, dessen Rekonstruktion mit bewahrtem Endungsvokal ich für die richtige halte, s. u. 1.2.2.3.

thematisch				athematisch			
		uridg.	urg.	urn.	uridg.	urg.	urn.
Sg.	Nom.	*-o-s	*dagaz	*dagaR	*-u-s	*sunuz	*sunuR
	Gen.	*-o-s _i o ?	*dagas	*dagas	*-e _u -s	*sunauz	*sunōR
	Dat.	*-o-e _i	*dagai	*dagai/-ē	*-e _u -e _i	*suniwi	*suniu
	Akk.	*-o-m	*dagą	*daga	*-u-m	*sunu	*sunu
	Vok.	*-e	*dag	*dag	*-u-∅	*sunu/sunau	*sunu
	Instr.	*-o-h ₁	*dagō	—	*-u-h ₁	*sunū	—
	Lok.	*-e- _i	—	—	*-e _u (-i)	—	—
	Abl.	*-e-ad	—	—	*-e _u -s	—	—
Pl.	Nom.	*-o-es	*dagōz	*dagōR	*-e _u -es	*suniwiz	*suniuR
	Gen.	*-o-oHom	*dagō	*dagō	*-e _u -oHom	*suniwō	*sunō/sunō
	Dat.	*-o-mos	*dagamaz	*dagamaR/-miR,	*-u-mos	*sunumaz	*sunumaR/-miR
	Akk.	*-o-ns	*daganz	*dagan(n)	*-u-ns	*sununz	*sunun(n)
	Vok.	= Nom.	= Nom.	= Nom.	= Nom.	= Nom.	= Nom.
	Instr.	*-ōis	*dagamiz	—	*-u-b ^h i	*sunumiz	—
	Lok.	*-o- _i -su	—	—	*-u-su	—	—
	Abl.	= Dat.	—	—	= Dat.	—	—

Tabelle 2: Das Paradigma der masculinen o-/a- und u-Stämme vom Urindogermanischen zum Urnordischen.

Zu bedenken bleibt aber, dass dieses System schon zur Zeit des Urgermanischen gewissermaßen in Auflösung begriffen war. Definiert man den Begriff der Stammklasse nämlich als ‘eine Gruppe von Substantiven mit derselben morphologischer Struktur’, so trifft dies zwar auf einen urindogermanischen Nominalstamm zu, der im gesamten Paradigma durchgängig als thematisch erkennbar war, indem das Stammsuffix **-e/o-* in allen Casus realisiert und dabei auftretende Vokalalternationen durch das produktive Wortbildungsmuster des Ablauts geregelt wurden. Im Urgermanischen hingegen ergibt sich folgendes Bild hinsichtlich der Flexion beispielsweise der masculinen *a*-Stämme: von 12 paradigmatischen Positionen (jeweils 6 Casus in Singular und Plural) zeigen

- 7 ein Suffix *-a-* (Nom./Gen./Dat./Akk. Sg. sowie Dat./Akk./Inst. Pl.),
- 4 *-ō-* oder *-ō̅-* (Inst. Sg., Nom./Gen./Vok. Pl.) und
- 1 *-∅-* (Vok. Sg.).

Ob diese dreifache Vokalalternation noch als Ablaut, d. h. das Stammsuffix als eigenständiges Morphem empfunden wurde oder bereits als Teil der Flexionsendung, ist fraglich. Festzuhalten ist, dass ein Wechsel von **-a-* und **-ō-* weder im Verbal- noch im Nominalsystem selten ist, vgl. den Präsensstamm urg. **far-(a-)* ‘fahren’ neben dem Präteritalstamm **fōr-*; **grab-a-* ‘Grab(en)’ neben **grōb-ō-* ‘Grube’. Die Schwundstufe im Vokativ Singular dürfte für alle Stammklassen gegolten haben, dem Sprecher als synchrone Regel also transparent gewesen sein. Nichtsdestoweniger ist festzuhalten, dass fünf Formen nur mehr indirekt mit einem Stammauslaut auf *-a-* identifizierbar waren, weswegen man schon für das Urgermanische ein gewisses Maß an Stamm(suffix)allomorphie annehmen darf. Ein ‘perfektes’ Stammklassensystem mit durchgehend gleichem Stammsuffix an allen Positionen des Paradigmas hat es demgemäß niemals gegeben.

0.2 Die *u*-Stämme – eine ‘Trümmerklasse’

Die *u*-Stämme verdanken ihren Namen, wie wir bereits gesehen haben, der urindogermanischen athematischen Stammbildung mittels eines *u*-haltigen Suffix in verschiedenen Ablautstufen, z. B.: Schwundstufe in uridg. **suHn-u-s* ‘Sohn’ {Nom. Sg.}, Hochstufe in **suHn-eu-es* {Nom. Pl.}. Hervorgehoben wird in diesem Zusammenhang die bereits grundsprachlich gegebene, später sich noch vergrößernde Nähe zu den *i*-Stämmen, beispielhaft etwa von Hirt (1932: 45 f.): „Ihre Deklination entspricht eigentlich ganz der der fem. *i*-Stämme, nur daß statt des *i* ein *u* den Endungen vorausgeht.“ Diesen Parallelismus illustriert Tabelle 3, welche die urindogermanische Flexion der bewussten Stammklassen nebeneinanderstellt (Paradigmen nach Ringe 2006: 48).

Recht deutlich zeigen diese Ähnlichkeit auch noch einige Casus der gotischen Deklinationen, wie in Tabelle 4 zu sehen. (Die dort vorgenommene Segmentierung soll dabei ausdrücklich nicht die synchrone Morphologie des Gotischen, sondern die diachronen Verhältnisse abbilden.)

		<i>i</i> -Stamm, fem.	<i>u</i> -Stamm, masc.
Singular	Nom.	* <i>mént-i-s</i>	* <i>gést-u-s</i>
	Gen.	* <i>m̃nt-éi-s</i>	* <i>gust-éu-s</i>
	Dat.	* <i>m̃nt-éi-ei</i>	* <i>gust-éu-ei</i>
	Akk.	* <i>mént-i-m</i>	* <i>gést-u-m</i>
	Vok.	* <i>mént-i(-Ø)</i>	* <i>gést-u(-Ø)</i>
	Instr.	* <i>m̃nt-í-h₁</i>	* <i>gust-ú-h₁</i>
	Lok.	* <i>m̃nt-éi(-Ø)</i>	* <i>gust-éu(-Ø)</i>
	Abl.	= Gen.	= Gen.
Plural	Nom.	* <i>mént-ei-es</i>	* <i>gést-eu-es</i>
	Gen.	* <i>m̃nt-éi-oHom</i>	* <i>gust-éu-oHom</i>
	Dat.	* <i>m̃nt-í-mos</i>	* <i>gust-ú-mos</i>
	Akk.	* <i>mént-i-ns</i>	* <i>gést-u-ns</i>
	Vok.	= Nom.	= Nom.
	Instr.	* <i>m̃nt-í-b^hi</i>	* <i>gust-ú-b^hi</i>
	Lok.	* <i>m̃nt-í-su</i>	* <i>gust-ú-su</i>
	Abl.	= Dat.	= Dat.
		‘Gedanke’	‘Geschmack’

Tabelle 3

Grundsätzlich umfassen die *u*-Stämme (N. B.: als einzige germanische Stammklasse überhaupt!) Wörter aller drei Genera, jedoch überwiegen bei weitem die Masculina, während nur wenige Feminina und Neutra belegt sind, z. B.: die Feminina got. *handus*, ae./afries./as. *hand*, ahd. *hant*, aisl. *hond* ‘Hand’; got. *-waddjus* ‘Wand’; die Neutra *faíhu*, ae. *feoh*, afries. *fiā*, as. *fehu*, ahd. *fihu*, aisl. *fé* ‘Vieh’ (→ ‘Vermögen, Besitz’); got. *filu*, ae. *fela*, afries. *felo*, as./ahd. *filu*, aisl. *fjöl* ‘viel’ (Casaretto 2004: 191 ff.).

Masculina und Feminina flektieren dabei völlig gleich, sodass eine Genusbestimmung (so kein Sexus gegeben ist) streng genommen nur syntaktisch, anhand von Kongruenz vorgenommen werden kann. Das Neutrum unterscheidet sich hinsichtlich der Flexionsweise im (wie in allen Stammklassen uniformen) Nominativ/Akkusativ: im Singular fehlt diesem das Flexiv *-s* (**feh-u-Ø* : **sun-u-z*) bzw. die Nasalierung (**feh-u-Ø* : **sun-uⁿ* ?); im Plural scheint eine überhaupt abweichende Endung **-ū* (< uridg. **-u-h₂*) vorzuliegen.

In den meisten germanischen Sprach(zweig)en verlieren zumindest die primären *u*-Ableitungen (bei denen das Stammsuffix an die bloße Wurzel tritt) zunächst an Produktivität, was sich etwa darin zeigt, dass nur zu einem einzigen derart gebildeten Substantiv auch eine germanische Derivationsbasis greifbar ist: got. *wandus** ‘Rute’ zum Verb urg. **wenda-* ‘winden’ (Casaretto 2004: 192). Häufiger als die primären *u*- sind aber die sekundären *tu*-Bildungen, welche hauptsächlich Abstracta ableiten, z. B.: got. *daupus*, ae. *dēað*, afries. *dāth*, as. *dōð*, ahd. *tōd*, aisl. *dauðr* ‘Tod’, abgeleitet von urg.

**dauja-* (vgl. aisl. *deyja* ‘sterben’). Eine zusätzliche Erweiterung des Suffix erfahren die *tu*-Abstracta in Gestalt der *ōpu/ōðu*-Ableitungen, welche in allen Sprachzweigen, vor allem aber im Altwestnordischen, und da besonders in der Skaldik produktiv werden, z. B. got. *gaunōpus*, ae. *gēanoð* ‘Klage’; ahd. *klagōt* ‘Klage’; aisl. *fǫgnuðr* ‘Freude’ (s. Meid 1969: 158 f., Casaretto 2004: 520 f.; Sammlung der altwestnordischen Formen: Torp 1974: § 29.II)³. In geringerem Maß gilt dies auch für die im Gotischen produktiv werdenden Bildungen auf *-(in)assu-*: got. *blotinassus* ‘Verehrung’ zum Verb *blotan* ‘verehren’ (vgl. aisl. *blóta* ‘(durch Opfer) verehren’); *ufarassus* ‘Überfluss’ zur Präposition *ufar* ‘über’ (Casaretto 2004: 533 ff.).

Im Gotischen ist zudem wenn auch nur in Resten eine Adjektivflexion auf *-u-* erhalten bzw. belegt: *hardus* {Nom. Sg. masc./fem.}, *hardu* {Nom./Akk. Sg. neutr.} ‘hart’ (Got. Gr.: § 131). Eine weitere Besonderheit des Gotischen ist außerdem die neuerliche Produktivität der *u*-Flexion insofern, als ihr zahlreiche Lehnwörter beigeordnet werden, z. B.: *aggilus* ‘Engel’, *asilus* ‘Esel’ usf. (s. Casaretto 2004: 202).

		<i>i</i> -Stamm, fem.	<i>u</i> -Stamm, masc.
Singular	Nom.	<i>maht(-∅)-s</i>	<i>sun-u-s</i>
	Gen.	<i>maht-ai-s</i>	<i>sun-au-s</i>
	Dat.	<i>maht-ai</i>	<i>sun-au</i>
	Akk.	<i>maht(-∅)</i>	<i>sun-u</i>
Plural	Nom.	<i>maht-ei-s</i>	<i>sun-ju-s</i>
	Gen.	<i>maht(-∅)-ê</i>	<i>sun-iw-ê</i>
	Dat.	<i>maht-i-m</i>	<i>sun-u-m</i>
	Akk.	<i>maht-i-ns</i>	<i>sun-u-ns</i>
		‘Macht’	‘Sohn’

Tabelle 4

³ Vor der auch von Casaretto (2004: 521, Fn. 1700) zitierten Dissertation ‘zur Herkunft, Verbreitung und Weiterentwicklung der germanischen *-ōpu/-ōðu*-Bildungen’ von Helmut Beifuss (1991) muss dagegen eindringlich gewarnt werden: die dortige Behandlung zumindest der altisländischen Belege (1991: 65–97) kann ich nicht anders als stümperhaft nennen, da der Autor bereits bei der Auswahl seines Materials völlige Unkenntnis beweist, was Allomorphik und entsprechende Ausgleichsbewegungen innerhalb der altnordischen Substantivflexion angeht: es werden nämlich ausschließlich Belege erfasst, welche keinen *u*-Umlaut zeigen, also etwa *búnaðr* ‘Haushalt’ und *fagnaðr* ‘Freude’, nicht aber dessen Doublette *fǫgnuðr*, *hvǫtuðr* ‘Aufreizer’, *vǫrðuðr* ‘Verteidiger’ etc. Dadurch erhält Beifuss insgesamt 47 Formen – dem gegenüber stehen rund 80 Belege in der ausdrücklich nicht vollständigen Sammlung von Alf Torp (1974: § 29), den Beifuss übrigens nicht zu kennen scheint. Entsprechende Umlautformen auf *-uðr* wären auch bei Meid auf S. 159 zu finden gewesen, diese hat Beifuss aber entweder ignoriert, oder er hat nur bis S. 158 gelesen: diese Seite zitiert er nämlich (1991: 159, Fn. 204).

Dass der Autor weder den Mechanismus noch die Chronologie des *u*-Umlauts kennt oder versteht, zeigt unter anderem, dass er das ‘Ausbleiben’ des Umlauts als Zeichen für das besonders hohe Alter einer Bildung zu interpretieren scheint. Dies verleitet ihn zu bizarren Aussagen wie der, „daß *karnaðr* ein sehr alter Beleg sein muß, denn die Ableitung fand statt, bevor */-a-/* zu */-q-/* umgelautet wurde.“ (1991: 91).

Kapitel 1

Das Urnordische

1.1 Einleitung

1.1.1 Sprachliche Einordnung

Als Urnordisch wird im Folgenden die Sprache der ältesten Runeninschriften verstanden, welche im Zeitraum von ca. 200 bis 500 n. Chr. entstanden sein dürften. Gemeinsam ist den Zeugnissen dieser Sprache die Abfassung in der Runenreihe des älteren Futhork.

Die sprachhistorische Abgrenzung des Urnordischen wird in der Regel *ex negativo* vorgenommen: vom Urgermanischen unterscheidet es sich nur in geringem Maß,⁴ während die Grenze zur Übergangszeit von jener her gezogen wird, und zwar anhand derjenigen sprachlichen Neuerungen, welche dem Urnordischen eben noch *fehlen*. Seinen guten Grund hat dies in der Feststellung, dass wir in den ersten Jahrhunderten der Überlieferung eine erstaunlich homogene Sprachstufe vorfinden, die von keinem wesentlichen Sprachwandel berührt scheint („in der zeitlichen Dimension in weitem Umfang noch unverändert“, Krause 1971: § 1).

Umso bedeutsamer ist deshalb die allerdings schwierige Abgrenzung gegen die sogenannte Übergangszeit; unter anderem weil die Zeugnisse dieser Periode, welche etwa bis zum Beginn der Wikingerzeit dauert, ebenfalls im älteren Futhork verfasst wurden, hat man sie ‘Spätturnordisch’ genannt. Ich vermeide diese Bezeichnung im Folgenden, da sie eine bestimmte Gliederung der nordgermanischen Sprachgeschichte nahelegt, welche ich für unzutreffend halte: sprachlich gesehen gehört die Übergangszeit nämlich kaum mehr zum Urnordischen und könnte ebenso gut auch ‘Früh-Altturnordisch’ heißen, wie sich noch zeigen wird (s. Kap. 2.3).

Über die Stellung des Urnordischen innerhalb der *Germania* bzw. seine Ausglieder-

⁴ Zur Verdeutlichung dessen wird in der Literatur gerne und immer wieder eine Transposition der Gallehus-Inschrift in diverse Sprachen und Sprachstufen gebracht, s. etwa Nielsen 2000: 77 ff. (kritisch kommentiert von Reichert 2003: 351 ff.) und jüngst Nedoma 2010: 21.

rung aus dem Urgermanischen soll hier übrigens nichts gesagt sein; wesentlich ist, dass wir es mit der Vorstufe (wenigstens) der nordgermanischen Sprachen zu tun haben, weshalb der Begriff ‘Urnordisch’ in unserem Zusammenhang als unproblematisch gelten kann.

1.1.2 Methodische Vorbemerkungen

Das Urnordische ist im eigentlichen Sinn eine Trümmersprache. So finden wir, was die *u*-Stämme betrifft, Belege in vier Casus des Singular, dagegen keinen einzigen für den Vokativ und den gesamten Plural, weswegen wir in diesen Fällen auf eine Rekonstruktion anhand des Sprachvergleichs angewiesen sind. Gerade die Spärlichkeit der Beleglage fordert aber, jeden der Belege einzeln zu prüfen und gegebenenfalls auch zu verwerfen. Einen wesentlichen Teil des folgenden Abschnitts widme ich aus diesem Grund der ausführlichen Diskussion der in der Literatur angegebenen Belege. Das Ergebnis dieser Diskussion soll ein relativ gesichertes Corpus der urnordischen *u*-Stämme darstellen, auf dessen Grundlage die typologische Analyse erfolgen kann.

Was den Aufbau der einzelnen Abschnitte anbelangt, gehe ich folgendermaßen vor: nach einer allgemeinen Einführung werden die einzelnen Stammklassen Casus für Casus besprochen. Dabei nenne ich jeweils in einer ersten Annäherung die Belege der Einzelsprachen: Gotisch, Altenglisch, Altsächsisch, Altfriesisch und Altisländisch, schließlich die zur Diskussion stehenden urnordischen Belege. Deren Entwicklung in den verschiedenen Sprachen sowie etwaige strittige Fragen werden im Anschluss skizziert, worauf eine detailliertere Besprechung des urnordischen Materials folgt. Abschließend sollen in einer ersten Zusammenfassung die eingangs vorgestellten Erklärungsmodelle anhand der getroffenen Befunde beurteilt und gegebenenfalls die betreffenden Verhältnisse rekonstruiert werden. Den besprochenen Casus folgt eine Zusammenschau der urnordischen *u*-Stamm-Flexion.

Für die handschriftlich belegten Einzelsprachen wurden folgende Quellen verwendet: zunächst die ‘großen’ Grammatiken des Altnordischen von Noreen (1923), Gotischen von Braune / Heidermanns (2004), Altenglischen von Brunner / Sievers (1965); sodann Gallées altsächsische (1891) und Boutkans Grammatik der ersten Riustringer Handschrift stellvertretend für das Altfriesische (1996).

Als Quelle und Diskussionsgrundlage für die inschriftlichen (urnordischen) Belege dienten die beiden klassischen Grammatiken von Krause (1971) und Antonsen (1975) sowie die grundlegende Edition von Krause (1966). Obwohl mittlerweile um die 40 Jahre alt, sind diese die nach wie vor maßgeblichen Referenzwerke und noch immer nicht ersetzt.

1.2 Die Belege

1.2.1 Singular

1.2.1.1 Nominativ

	Got.	<i>sunus, handus, faþhu</i>
	Ae.	<i>sunu, hond, (feolu)</i>
Belege	Afries.	<i>sunu, hond, —</i>
	As.	<i>sunu, hand, fehu</i>
	Aisl.	<i>sunr, fjǫrðr, fé/fó</i>
	Urn.	haukoþuR, waruR, (ss)igaduR, hāþu, alu

Was den Nominativ singularis der maskulinen und femininen *u*-Stämme betrifft, finden wir folgende Verteilung in den Einzelsprachen: Das Gotische setzt die urgermanische Endung **-uz*⁵ vollständig, jedoch mit ‘Auslautverhärtung’ (s. Got. Gr.: § 74) fort: *sunus, handus*.⁶ Im Westgermanischen zeigen sich dagegen zwei verschiedene Fortsetzer: ae./afries./as. *sunu* mit Endungsvokal gegen endungsloses *hand*. Der auslautende Sibilant ist allgemein geschwunden, während der Stammvokal nur bei einem Teil erhalten ist, was offenbar mit der Quantität der vorangegangenen Silbe zusammenhängt: ist diese kurz, bleibt das *-u* erhalten, nach einer langen Silbe schwindet es. Ursprünglich gleiche Verhältnisse hat schon Streitberg (1896: § 177) auch für das Gotische angenommen, er nennt die Verhältnisse aber noch vorsichtig ‘stark verwischt’. Klarer sah dies Krahe (1969: I, § 122): **u* sei nach langer bzw. unbetonter Silbe lautgesetzlich geschwunden, daraufhin aber analogisch wiederhergestellt worden. Als Beispiel für diese Entwicklung könne got. *tagr** ‘Träne’ (< uridg. **dakru*) gelten, das anscheinend nicht von der Analogie erfasst worden sei (zum Wort s. Schaffner 2001: 251 ff.). Ähnlich nimmt Boutkan (1995: 68) Apokope des Stammvokals ‘in dritter’, also nach unbetonter Silbe an; ansonsten bleibe die Endung aber jedenfalls erhalten. Eine differenzierte Erklärung bietet Neri (2003: 122): unbetontes **u* in letzter Silbe sei (a) erhalten, wenn es durch folgendes **-s#* gedeckt ist; (b) geschwunden vor auslautendem Nasal nach schwerer oder mehreren Silben. Die im Westgermanischen synchron greifbare Verteilung ist übrigens in gleicher Weise diachron anhand der Entwicklung der nordgermanischen Formen zu fassen: *-u* schwindet zunächst nach langer Silbe, erst später auch nach kurzer, was endlich aisl. *sunr, fjǫrðr*⁷ ergibt.

⁵ Zu einer Diskussion möglicher Verner-Varianten im Auslaut s. Boutkan 1995: 43–51.

⁶ Mit einer Nebenform *-aus*. Varianten, welche die jeweils erwartete Ablautstufe des Suffix ‘umdrehen’ (*-us* für Gen. Sg. *-aus* usw.) kommen in allen Kasus des Singular vor, sind im Vergleich zu den regulären Formen aber äußerst selten (Got. Gr.: § 105, Anm. 2). Zu einer Erklärung dieser Formen als Reflexe eines urindogermanischen amphikinetischen Akzent-Ablaut-Musters s. Schaffner 2001: 493.

⁷ Das Femininum *hǫnd* dagegen zeigt Verlust der auslautenden Liquida und eine Art Mischdeklinaton, vgl. Noreen 1923: § 416, Anm. 1, 2.

Die vermeintliche Bewahrung von urg. **-uz* in der urnordischen Endung des Nominativ Singular **-ur* wird in den Handbüchern selten expliziert und scheint auf den ersten Blick weitgehend *communis opinio* zu sein.⁸ Liest man allerdings genauer, findet man differenziertere Auffassungen. Ganz anders äußert sich in der neueren Literatur etwa Dirk Boutkan, der darin im Wesentlichen Krahe (a. a. O.) folgt. Zwar nimmt auch er an, dass urg. **-uz* grundsätzlich urn. *-ur* ergibt, allerdings nur in der Stellung nach betonter Silbe, gewöhnlich also in zweisilbigen Wörtern. Für die Stellung nach unbetonter Silbe hingegen postuliert er eine Sonderentwicklung: das **u* sei zunächst geschwunden, danach aber (nach dem Vorbild von Zweisilblern der gleichen Flexionsweise) restituiert worden (sogenanntes *Duke of York gambit*: $a \rightarrow b \rightarrow a$): **-uz* > **-z* → *-ur*. Als Begründung für diese Annahme nennt Boutkan den ebenfalls geschwundenen Endungsvokal **u* der urgermanischen Endung des Dativ Plural **-muz*, wie ihn zwei ostnordische Belege auf dem Stentofthen-Stein (KJ 96) zeigen: *°borumR* und *°gestumR* (1995: 68, 253; s. Kap. 1.2.1.4). Obwohl Boutkan dies nicht expliziert, impliziert die Gegenüberstellung dieser Formen Folgendes: Die zugrundeliegenden urgermanischen Ausgangsformen des Dativ Plural zweisilbiger Stämme entsprechen denen des Nominativ Plural dreisilbiger *u*-Stämme hinsichtlich zweier Merkmale: (a) der akzentuellen Struktur [x̣xx] und (b) dem Auslaut **-uz*, woraus Boutkan das folgende (Aus-)Lautgesetz ableitet: urg. **-uz* > (ostnord.) **-z* nach unbetonter Silbe. Dieses Lautgesetz gelte auch für die unten besprochenen, von Boutkan ausdrücklich als urnordisch identifizierten Formen *Haukoþur* und *SigaduR*, deren nur scheinbar erhaltene Endungsvokale der Analogie geschuldet seien (1995: ebd., 445 f.; dazu weiter unten, 1.2.1.2). Bevor wir uns diese Belege ansehen, zunächst noch das Neutrum.

Dieser fehlt das urindogermanische *s animatum*, weshalb sich aus **péku* endungsloses urg. **fehu* ergibt, vgl. got. *faíhu*, as. *fehu*, während ae. *feoh* bereits nach den *a*-Stämmen dekliniert; Reste der neutralen *u*-Deklination kennt das Altenglische nur mehr in Form erstarrter Casus (Ae. Gr.: § 275): {Nom./Akk. Sg.} nordhumbr. *feolu* ‘viel’ (< urg. **felu* < uridg. **pélh₁u*). Das altisländische Femininum *fé* ‘Geld’ hat eine seltene ‘lautgesetzliche’ Nebenform *fǫ* (< **fēu* < **fehu*), deren umgelautete Wurzelsilbe noch den alten Endungsvokal reflektiert (Noreen 1923: § 74.4).

i. haukoþur auf dem Stein von Vånga (Västergötland, Schweden), KJ 66/A 72.

Krause (1966: 147 f.) datiert diese Inschrift aufgrund der archaischen Runenformen auf ca. 500 und deutet das Syntagma **haukoþur**, welches den gesamten Inhalt der Inschrift darstellt, als *u*-stämmigen Personennamen im Nominativ Singular; es liege eine Ableitung mit dem (grammatischen Wechsel zeigenden) Suffix *-ōþu/-ōdu-* vor, das ein

⁸ Z. B. bei Streitberg (1896: § 177): „Die ältesten germ. Belege sind [...] urnord. *haukoþur* [...]“; Hirt (1932: § 47): „[...] dementsprechend urnord. *haukoþur*“; lapidar Brøndum-Nielsen (1935: § 460): „ur-germ. *-u-z* [...] > urnord. *-u-z*, *-ur*“; Krahe (1969: II, § 17): „Germ. *-uz*, wofür urnord. *-ur*“.

Nomen agentis zu einem Verb **haukōn* bilde. Dieses Verb gehöre zu aisl. *haukr* ‘Habicht’ und bedeute entsprechend ‘das Wesen eines Habichts haben’. *Haukōþur* wäre also etwa ‘einer, der wie ein Habicht handelt’ als „Beiname eines Runenmagikers, der mit dem scharfen Blick eines Habichts ausgestattet, seine übernatürliche Macht bezeugt“ (Krause 1966: 148). Allerdings ist dieser Rückgriff auf runenmagische Praktiken zur Erklärung der angesetzten Bedeutung gar nicht notwendig, da theriophore Personennamen zum Habicht/Falken auch und vor allem nordischer Herkunft keineswegs selten sind. Wie bei Müller (1970: § 44 ff.) nachzulesen, waren sogar die bloßen Appellative als Namen gebräuchlich und häufig, vgl. ahd. *Falc(h)o*, aisl. *Haukr*, aschw. *Høk*.

Einer Erklärung bedarf aber die von Krause vorgeschlagene deverbale Bildungsweise, die zurecht als wenig nachvollziehbar bezeichnet wurde (Syrett 1994: 178). Während unumstritten ist, dass das *-ōþu/-ōdu*-Suffix i. d. R. deverbale *Nomina actionis* und *agentis* bildet (Meid 1969: 158 f.), macht der Ansatz eines denominalen Verbs auf *-ō-* mit der Bedeutung ‘sich habichtgleich gebärden’ argwöhnisch. Abgesehen vom berechtigten Zweifel an der Motivation, ein solches Verb überhaupt zu bilden, ließe dieses nach dem Vorbild von got. *fiskon* ‘fischen’ eher eine Bedeutung ‘auf Falkenjagd gehen’ oder (mit Bedeutungsverschiebung) ‘falknern’ erwarten. Dementsprechend hat schon Noreen (1923: 393) *haukōþur* als „der mit habicht jagt“ (sic!) übersetzt. Wohl aus diesen Gründen zieht Syrett (1994: 58) ein Denominativum in Betracht, was semantisch plausibler erscheint und vermutlich auch eher dem ursprünglichen Derivationstyp entspräche. Dessen Ausgangspunkt liegt wahrscheinlich in femininen Substantiven auf urindogermanischen Stammvokal **-ā-*, woran ein **-tu*-Suffix tritt. Im Urgermanischen wäre **-ōþu/-ōdu-* als ein einziges Morphem reanalysiert und losgelöst von der *ō*-Stammklasse als Suffix produktiv geworden (Bammesberger 1990: 160; jüngst ebenso Mottausch 2011: 28 f.). Als Beleg für diesen Typ dient Syrett aisl. *Glōmmuðr*, ein Beiname, der wohl ‘Bimmler’ o. ä. bedeutet und von *glam* ‘Klingeln’ abgeleitet ist.

Auch die lautlichen Verhältnisse bedürfen aber einer Erklärung: Wie aus ae. *h(e)afoc*, as. *havuc*, ahd. *habuh* und entlehntem finn. *havukka*, alle ‘Habicht’, abzusehen, ist urg. **habuk°* anzusetzen, so noch um 800 in vor-afries. **habuku**⁹ auf dem Kamm von Oostum. Damit verglichen würde *Haukōþur* sehr frühen Schwund von intervokalischem **-b-* zeigen, wessen sich auch Krause bewusst war. In § 21.8 a seiner Grammatik (1971) nennt er denn die (beinahe) lautliche Parallele aisl. *haustr* ‘Herbst’ < urg. **harbusta-* (vgl. auch Noreen 1923: §§ 132, 234, 235.2). Eine derart progressive Lautung zeigt auch schon der archäologisch auf ca. 600 datierbare Würfel von Vallentuna in der Form **hAukR** ‘Habicht’ (Birkmann 1995: 91 ff.)), was nahelegt, dass die Entwicklung des intervokalischen Plosivs/Frikativs im Norden eben wesentlich rascher fortschritt.

Antonsen (1975: 66) stimmt Krauses formaler Deutung vollständig zu, was die gram-

⁹ Nach Nedoma (2008: 302) ein Männername im Nom. Sg. **Habukə* (urg. **Habukaz*); nach Looijenga (1996: 93) ein Frauenname im Dat./Nom. Sg. *Habuku* (urg. **Habukō*); beide aber zu **habuka-* ‘Habicht’.

matische Bestimmung {Nom. Sg. masc. u}, die Wortbildung (deverbale *-ōþu/-ōdu*-Ableitung) und Wortbildungssemantik (*Nomen agentis*) anbelangt, stellt aber eine andere Etymologie her: die Ableitungsgrundlage sei eine Vorstufe der Verben aisl. *húka* ‘hocken’ oder *hoka* ‘kriechen’ – *Haukōþur* also ‘der Hockende, Bucklige’, hier als Personenname. Allerdings bleibt diese Deutung eine bloße Gegenüberstellung von Einzelformen, deren genaues Verhältnis nicht weiter erläutert wird.

Obwohl Antonsens Etymologie lautlich weniger erklärungsbedürftig sein mag, scheint mir Krauses Deutung aufgrund der zahlreichen Parallelen theriophorer Personennamen und (sofern man von einer denominalen Ableitung ausgeht) eines plausiblen Benennungsmotives wahrscheinlicher. Entscheidend in unserem Zusammenhang ist aber mit Syrett (1994: 178) festzuhalten, dass Einstimmigkeit herrscht, was die Wortbildung anbelangt: die weitgehend anerkannte Identifizierung als *-ōþu/-ōdu*-Bildung macht **haukopur** zu einem ersten Beleg eines *u*-Stamms im Nominativ Singular.

ii. **warur** auf dem Stein von Tomstad (Vest-Agder, Norwegen), KJ 79/A 77.

Von diesem ursprünglich größeren Runenstein ist nur ein Bruchstück erhalten, von der wahrscheinlich längeren Inschrift nur mehr ///**an:warur** zu lesen. Dies hat Krause (1966: 182 f.) als Rest einer Nominalphrase gedeutet: die beiden an der Bruchkante stehenden Runen **an** bilden dabei die Obliquus-Endung eines maskulinen *n*-Stammes, und zwar wahrscheinlich den Genitiv Singular *-an* eines Personennamens, wie er nach Krause (1966: 182, 188 f.) in KJ 83 Belland **kepan** belegt ist; das durch den Worttrenner und die beinahe ausschließlich im Auslaut vorkommende Rune ʝ <R> bereits segmentierte **warur** sei der Nominativ Singular eines femininen *u*-Stamms, lautlich direkt fortgesetzt durch aisl. *vör* (mit *ō*-Flexion) ‘(Steinhegung an einer) Landungsstelle’ (Zur Etymologie s. de Vries 1962: 674 f.). Dieses findet sich vielleicht noch als **uar** auf dem mittelalterlichen (?) Stein von Gimsøy/Lofoten (Birkmann 1995: 323 ff.); außerdem in ae. *mylenwaru* ‘Mühlendamm’ (d. i. ein mit Steinen aufgestautes Gewässer).¹⁰ ‘...’s Steinsetzung’ bezeichne aber nicht den konkreten Inschriftträger, sondern eine größere Steinsetzung, innerhalb welcher der Runenstein im Gedenken an ‘...’ aufgestellt worden sei.

Krauses Deutung ist auf weitgehende Zustimmung gestoßen, Antonsen (1975: 68) folgt ihr gänzlich. Beispielhaft für eine skeptische, letztlich aber dennoch zustimmende Haltung schließt Syrett (1994: 58) seine Analyse mit der launigen Bemerkung, er sehe keinen Grund, etwas anderes als einen *u*-Stamm im Nominativ Singular anzunehmen,

¹⁰ Einen Bedeutungswandel vom Konkreten (aisl. *vör*, ae. *mylenwaru*) hin zum Abstrakten lassen mit anderer Stammbildung erkennen: *bidawarijar* (KJ 13a Nøvling, Spange), *stainawarijar* (KJ 73 Rö) und *ladawarijar* (KJ 91 Tørvika A), deren Hinterglied *-war-ija-R* ‘-verteidiger’ ein *Nomen agentis* zu urg. **warjan* (> aisl. *verja* ‘wehren’) bildet. Zum **(i)ja*-Suffix im Urnordischen s. Krause 1971: § 25.2; Syrett 1994: 184 ff.

denn: “it is difficult to see what else **waruR** could represent.” Dem schließe ich mich hiermit an.

iii. **(ss)igaduR** auf dem Goldmedaillon von Svarteborg (Bohuslän, Schweden), KJ 47/A 36.

Bereits die Transliteration dieser ebenfalls sehr kurzen Inschrift ist umstritten. Antonsen (1975: 49) geht in seiner Deutung davon aus, dass die beiden ersten Zeichen gar keine Runen darstellen, sondern lediglich Ornamente seien, die zwei runden **s**-Runen ähneln. Transliteriert als **igaduR** liest er einen Personennamen im Nominativ Singular, kognat dem ahd. *Inchad* bzw. (latinisiert) *Ingadeus*. Während Antonsen die formalen Konsequenzen aus dieser Lesung nicht weiter verfolgt, hat Syrett (1994: 182) darin eine weitere *-ōþu/-ōdu*-Bildung vermutet, was er aber aufgrund der bereits von Antonsen selbst angemerkten etymologischen Undurchsichtigkeit des althochdeutschen Namens zugunsten von Krauses Deutung verwirft.

Dieser liest zunächst eine „rein ornamental oder magisch“ verdoppelte **s**-Rune und transliteriert **ssigaduR**, gedeutet ebenfalls als Personennamen *SigaduR*, vergleichbar afrk. *Sichad* und aschw. *Sighader* (weitere entsprechende Kognatpaare wären aisl. *Níðuðr*, *Qnduðr* : ahd. *Nīdhad*, *Anthad*), woraus er ein Kompositum urg. **Sigi-haðuz* rekonstruiert (1966: 106 ff.). Dessen Hinterglied zeige im Schwachton ‘gevernertes’ urg. **haðu-* (im grammatischen Wechsel mit **hapu-*), welches sich häufig und praktisch ausschließlich in Personennamen findet: als Vorderglied auf KJ 75 Kjølevik *haðu-laikaR* ‘Der den Kampf zum Spiel hat’ und den jüngeren Blekinger Steinen: **hapuwolaFa** (KJ 95 Gummarp), **hapuwolaFr** (KJ 96 Stentofen), **hapuwulaFr** (KJ 98 Istaby); als Appellativum dagegen nur in aisl. *hǫð* ‘Krieg’, das neben dem Götternamen *Hǫðr* steht (weitere Beispiele: Schaffner 2001: 498 f.).

Allerdings hat bereits Krause selbst erkannt, dass auch hier ungewöhnlich frühe Synkope angenommen werden müsste, zumal kombiniert mit dem Schwund von intervokalischem **-h-*. Es handle sich jedoch um eine gerade für Eigennamen typische lautlich progressive Allegroform. Tatsächlich hat Meid (1969: § 22.1) einige wenige Beispiele für bereits ‘frühgermanischen’ Vokalschwund in der Kompositionsfuge, oder genauer: in der Stellung *-VhV/-VwV-* gesammelt. Dabei handelt es sich aber zum Teil um nur lateinisch überlieferte Lehnwörter (*Boihaemum* ‘Böhmen’ (< **Boio-haima-* ‘Land der Bojer’), deren Aussagekraft deshalb zweifelhaft ist; Syrett (1994: 182) verwirft diese Belege ernüchtert mit der Feststellung, “this could merely be a feature of classical authors’ transcription practices [...]”.

Eine weitere Deutung, welche **ssigaduR** als *u*-Stamm fasst, stammt von Düwel (1975: 144–157): danach liegt ebenfalls ein zweigliedriger Personennamen mit einem Hinterglied *-ganduR* vor, was sich gemäß der runenorthographischen Regel der Aus-

lassung von Nasal vor homorganem Konsonanten zwanglos aus der Schreibung **gaduR** ablesen lasse; *ganduR* stehe als *u*-stämmiges *Nomen agentis* neben dem *a*-stämmigen *Nomen actionis* awn. *gandr* ‘Zauber’; das Vorderglied **ssi** sei dagegen „eine Art von Haplographie“ (S. 151) für *sisi-*, welches zu ahd./as. *sisu* ‘Totenklage’ gehöre, hier aber (noch) eine allgemeinere Bedeutung ‘Beschwörung, Zauber’ habe; insgesamt liege ein Determinativkompositum vor: ‘Zauberer des *sisu* (eines bestimmten Zaubers)’. In Ermangelung eines inschriftlichen oder außerinschriftlichen Kontextes zweifelt Düwel allerdings an seiner eigenen rein philologischen Deutung und stellt schlussendlich nüchtern fest: „Alle Aussagen zur Inschrift und die Versuche, sie zu deuten, bleiben deshalb hypothetisch“ (S. 157).

Abschließend ist festzuhalten, dass den überzeugenden namenkundlichen Parallelen zum Trotz Krauses Lesung aufgrund der bestehenden lautlichen Unsicherheiten nicht recht überzeugen kann, während Düwel generellen Zweifel an der Deutbarkeit der Inschrift anmeldet. **(ss)igaduR** kann somit nur unter Vorbehalt als Beleg eines *u*-Stammes im Nominativ Singular gelten.

iv. **hāpu** auf dem Wetzstein von Strøm (Sør-Trøndelag, Norwegen), KJ 50/A 45.

Antonsen datiert diese verhältnismäßig lange, in einen kleinen Wetzstein geritzte Inschrift auf 450 und rechnet mit einem Nominativ (oder Vokativ) Singular eines neutralen *u*-Stamms urg. **hāpun*, welcher dem eben genannten *hāpu*- ‘Kampf’ entspreche (1975: 54 f.). Dies lehnt Krause in seiner Deutung (1966: 110 ff.) ab,¹¹ stattdessen nimmt er eine Ableitung zu dem Verb **hauwan* ‘hauen’ an: *hāpu* < urg. **hawipō* {Nom. Sg. fem.ō}, welche dem wahrscheinlichen Verwendungszweck des Inschriftträgers (Wetzstein für die Sense) folgend eine semantische Entwicklung ‘Gehauenes’ → ‘gehauenes Gras’ → ‘Mahd’ durchgemacht hätte.

Dazu sind zwei Dinge zu bemerken: Erstens wendet Syrett zurecht ein, dass vom Standpunkt der Wortbildung seltsam erscheint, ein Konkretum mit dem Suffix *-ipō* zu bilden (1994: 60). Tatsächlich verzeichnet die umfassende Sammlung von Torp (1974: § 27.4 II) hauptsächlich Abstracta. Laut Meid (1969: § 118.5) wiederum „haben die Bildungen auf *-ipō* eine mehr konkrete Bedeutung“, was die Beispiele aber kaum belegen (s. auch Casaretto 2004: 463 ff. und Bammesberger 1990: 117 f.). Für bedenklich halte ich außerdem die angesetzte Ableitungsgrundlage, ein starkes Verb: von den 115 bei Torp angeführten *ipō*-Bildungen ist ein Großteil (82) auf adjektivischer oder substantivischer Grundlage gebildet, während von den 32 Deverbalia nur 2 (*ábúð* ‘Wohnung’, *upptekt* ‘Einkommen’) von starken Verben (*búa* ‘wohnen’, *taka* (*upp*) ‘(auf)nehmen’) abgeleitet sind! Auch diese Ableitungsweise ist damit zwar belegt, gleichzeitig aber als äußerst marginal erwiesen. Andererseits ist Krauses Interpretation innerhalb der

¹¹ – und zwar mir unverständlich (s. u. die gesamte Phrase) „aus syntaktischen Gründen“ (1966: 112)! Nachvollziehbarer 1971: 166 „dem Sinnzusammenhang nach“.

Gesamtdeutung der Inschrift schlüssig, Antonsens Anschluss an **hāpu-* dagegen “[...] ignores the question of semantics too much to be credible”, um mit Syrett (1994: 61) zu sprechen.

Zweitens sind auch hier die lautlichen Gegebenheiten erklärungsbedürftig: Vergleichbaren Schwund eines einfachen intervokalischen Halbvokals **-w-* zeigt vermutlich zwar das bereits genannte *Haukopur* < **hawu°* < **hābu°* (s. o. sowie Noreen 1923: §§ 132, Anm., 235.2); ebenso die archäologisch auf 525–575 datierbare Fibel von Eikeland (KJ 17a) mit dem Personennamen *wīr* (< KJ 72 Tune *wiwar*: Birkmann 1995: 86; 2002: 695); beide aber in nicht zwangsläufig vergleichbaren phonologischen Kontexten: zu urg. **hauwan* (/°a $\bar{w}$ a°/!) wäre nämlich (mit doppeltem *Glide*) **hauwīpō* statt **hawīpō* zu erwarten,¹² was das Szenario nicht plausibler macht: es wäre damit eine Entwicklung **-auwi-* > *-ā-* anzusetzen! Zudem zeigt **hauwīpō* minimal kontrastierendes **hauhīpō* eine Entwicklung, die derart frühe Synkope ausschließt: anorw. *hæð* ‘Höhe’ setzt Umlaut eines Wurzels **-ō-* (< **-auh-*) durch **-i-* der Folgesilbe voraus (Noreen 1923: § 98.2).

Letztlich folgt auch Antonsen der Lesung Krauses, offenbar gespalten zwischen semantischen und phonologischen Kriterien. Zwar stellt er *hāpun* zu aisl. *hǫð* ‘Kampf’, gibt aber keine Bedeutung der urnordischen Form an; allerdings gehören sämtliche von ihm angeführten germanischen Relata zu urg. *hāpu-* ‘Kampf’; es läge also nahe, auch für das Urnordische diese Bedeutung anzunehmen. Nichtsdestoweniger glossiert Antonsen das die Inschrift beschließende Syntagma *hāpuligi* folgendermaßen (daneben zur Verdeutlichung Krauses Übersetzung):

A 45	<i>hāpu</i>	<i>ligī</i>	KJ 50	<i>hāpu</i>	<i>lig(g)i</i>
	?battle ¹² “neut. nom. (voc.)”	lie ¹² “2d sg. imp.”		Mahd _{Nom. Sg. fem. ō}	liege _{3. Sg. Opt.}
	‘That which is mown down, lie!’			‘Die Mahd liege!’	

Obwohl also Einigkeit zu herrschen scheint, was die Bedeutung der Inschrift betrifft, bleiben die Deutungen aus semantischen (Antonsen: **hāpun*) bzw. lautlichen (Krause: **hawīpu*) Gründen unsicher. Nachdem es sich bei der weitergehend bevorzugten Deutung von Krause ohnehin nicht um einen *u*-Stamm handelt und seine Datierung (um 600) in die Übergangszeit reicht (so zuletzt auch Schulte 2005: 12, 21, der Strøm zu seinem Corpus an Übergangsinschriften stellt, datiert auf 450–550), haben wir es vermutlich weder mit einem *u*-Stamm noch einem urnordischen Beleg zu tun.

v. alu auf verschiedenen Inschriftträgern (Übersichten bei Krause 1966: 239 und Düwel 2001: 13 f.).

¹² Vgl. ahd. *houwan* (s. Ahd. Gr.: § 113) und ‘verschärftes’ aisl. *hoggva*.

Dieses ‘Zauberwort’ ist in über 20 Inschriften von etwa 200 bis 700 belegt.¹³ Neben Antonsens Deutung von **hāpu** (KJ 50 Strøm, s. eben) ist es der einzige in der Literatur genannte urnordische Beleg eines neutralen *u*-Stammes. Von Antonsen (1975: § 6.1.4) wird **alu** als Nominativ und Akkusativ Singular geführt, von Krause (1971: § 93.2) ausschließlich als Akkusativ. Beide stellen es in Zusammenhang mit aisl. *öl* ‘Bier’ und nehmen eine Bedeutung ‘(im Rausch hervorgebrachter) Zauber’ an (Antonsen 1975: 37; Krause 1966: 239; ebenso Grønvik 1987: § 2.1.2.6). Diesbezüglich ist freilich festzuhalten, dass schon die Behandlung des Syntagmas **alu** als Wort auf einer Annahme beruht. Belegt ist die Form nämlich fast ausschließlich isoliert, d. h. außerhalb jeglichen syntaktischen Kontextes. Gesteht man zu, dass es sich um ein Wort handelt, bleibt ferner eine Deutung der Wortbildung unsicher: es könnte sich etwa um einen ursprünglich konsonantischen Stamm handeln, vgl. ae. *ealu*, Gen. Sg. *ealoð* < urg. **alu^δ*, **alupaz* (Lühr 2000: 170 f.), welcher erst vor-urnordisch als *u*-Stamm reanalysiert worden wäre (Syrett 1994: 59). Dementsprechend muss man im Konjunktiv formulieren: Es *könnte* sich bei **alu** um den Nominativ Singular eines neutralen *u*-Stamms handeln.

1.2.1.2 Exkurs zur Synkope ‘in dritter Silbe’

Im vierten Abschnitt seiner Dissertation stellt Dirk Boutkan ein komplexes chronologisches Gerüst der germanischen ‘Auslautgesetze’ (er spricht an dieser Stelle von „phonological rules“) her, das auf die Ergebnisse seiner vorhergegangenen Untersuchungen aufbaut. Gesondert bespricht er diejenigen Lautgesetze, die vom Urgermanischen zum Urnordischen wirken (1995: 384–401), darunter die Nummer 4 (von insgesamt 12 innerhalb einer relativen Chronologie fixen und 19 zeitlich beschränkt variablen Regeln): “OR TRIS LOSS *V”. Es handelt sich dabei um eine radikal formulierte Regel, die Boutkan, soweit ich sehe, nirgends sonst in seinem Buch explizit nennt oder in aller Konsequenz verfolgt. Vielmehr finden sich in den verschiedenen Abschnitten nur Einzelaspekte, die erst hier ihre *ultima ratio* finden. Der Leser kann aber aus der vom Autor gegebenen Herleitung jene Einzelteile ablesen, was ich nachfolgend tun möchte. Zunächst bin ich aber noch eine Erklärung schuldig:

Die genannte Regel (4) ‘OR TRIS LOSS *V’ bedeutet in Boutkans eigenen Worten “the loss of all final short vowels after unstressed syllables” (§ 4.1.3.)¹⁴; die von ihm nicht weiter erläuterte Abkürzung wohl ‘Old Runic Trisyllable loss’, da sich die betreffenden Kurzvokale allermeistens in (ur)germanischer) dritter Silbe befinden. Wie sich herausstellt, allerdings nicht immer, weshalb eine Formulierung zu bevorzugen wäre, welche sich auf die akzentuellen Verhältnisse der in Frage kommenden Wörter

¹³ Jüngerer **Alu** gehört, wie die Schreibung mit † <A> zeigt, in die Übergangszeit (s. 2.1.3).

¹⁴ Ich gebe hier zwecks der leichteren Auffindbarkeit für den vierten Abschnitt der ‘Auslautgesetze’ Paragraphen an, während mir für die zum Teil sehr langen Kapitel der restlichen Abschnitte Seitenzahlen praktischer erscheinen.

bezieht. Nach dem Beispiel urg. **habukaz* können diese vorläufig veranschaulicht werden als [x̥x̥], ‘Hauptton–Nebenton–Schwachton’. Der Bezug auf Trisyllaba ist insofern berechtigt, als viersilbige Wörter fast nur komponiert vorkommen, aus zwei (wiederum zweisilbigen) Gliedern bestehen und deshalb stärkeren Nebenton auf der Paenultima erwarten lassen, etwa [x̥x̥x̥] für urn. *hlewa-gastīR* (KJ 43 Gallehus). Tatsächlich nennt Boutkan aber *Simplicia* mit bis zu fünf Silben: er selbst setzt auf S. 140 den Genitiv Plural urg. **arbijanōan* an (s. u. und Kap. 1.2.2.2); korrekt müsste man also formulieren: Es geht um Endsilbenvokale in der Stellung [x̥(x)(x)x̥x̥] oder, der Einfachheit halber: [°x̥x̥] ‘in unbetonter Silbe nach unbetonter Silbe’, wobei unbetont meint: nicht Hauptton tragend.¹⁵

Offenbar erscheinen aber viele urgermanische Trisyllaba noch im Urnordischen mit drei vollen Silben, z. B. KJ 43 Gallehus *holtijar* (urg. **hultijaz*) u. ä. m., weshalb Boutkan weiter annehmen muss, dass die jeweiligen Endsilbenvokale zwar allesamt geschwunden, in bestimmten Fällen aber nach dem Vorbild ursprünglich gleich flektierender Disyllaba analogisch wiederhergestellt worden seien: {Nom. Sg. masc. a} urg. **erilaz* > **erilz* (und nach **wulfaz* etc.) → urn. *erilar*. Diese keineswegs selbstverständliche Annahme gründet sich wie gesagt auf mehrere Hypothesen und Beobachtungen Boutkans, welche großteils kritisch hinterfragt werden müssen. Dies ist bisher anscheinend nur zum Teil geschehen: so kritisiert Elmar Seebold in seiner Rezension der ‘Auslautgesetze’ zwar Boutkans Behandlung der dreisilbigen *u*-Stämme oder des Genitiv Plural (1996: 441 f., 444), ohne aber die viel weiter gehenden Lautgesetze im vierten Abschnitt des Buchs zu erwähnen, den er zurecht „zwar gut gemeint, aber für den Leser höchst unübersichtlich“ nennt (1996: 445). Zudem bescheinigt er Boutkan, der, von wenigen Ausnahmen abgesehen (vgl. Fn. 17), recht kritiklos Antonsens ‘Concise Grammar of the Older Runic Inscriptions’ (1975) folgt, „Unkenntnis der runischen Beleglage“ (1996: 443). Ähnlich hat Andrea de Leeuw van Weenen in ihrem sehr kritischen Rezensionssatz bezüglich der von Boutkan gebrachten altisländischen Belege an den philologischen Grundlagen des Werks gezweifelt: “the author [...] has had more eye for the structure to be erected than for the fundament he was building on.” (2003: 55). Ich werde deshalb im Folgenden alle im Abschnitt ‘Rules and Chronology’ explizit mit der Regel (4) ‘OR TRIS LOSS *V’ in Verbindung gebrachten Einzelaspekte in der Reihenfolge, wie sie dort eingeführt werden, nachvollziehen und den Belegen bzw. alternativen Erklärungsmodellen entgegenstellen.¹⁶ Diese Vorgehensweise mag redundant erscheinen, soll aber auch nicht den Mangel einer expliziten Argumentation von Seiten Boutkans ersetzen.

Zunächst zieht Boutkan die Entwicklung der *a*-Stämme heran:

¹⁵ Dahingehend wäre weiter zu untersuchen, wie sich zweisilbige Enklitika verhalten.

¹⁶ Ich folge dabei der Transkription von Krause (1971) und gebe zwecks schneller Auffindbarkeit auch die Nummern bei KJ an.

1. Der generalisierte Genitiv Plural urn. *-ō* (§ 4.1.2.2): Dieser stamme aus urg. **-ōaN*, dessen auf einer Zwischenstufe nasaliert Endsilbenvokal **-aⁿ* schließlich ausgefallen sei, was urn. **-ō* ergeben hätte (S. 140). Boutkan operiert hier mit einer vorläufigen Regel ‘OR TRIS LOSS **aⁿ*’ (obwohl keines der gebrachten Beispiele ein urgermanisches Trisyllabon voraussetzen würde). Als Belege werden genannt:
 - (a) nur von Antonsen *wiwiō* (A 53 Eikeland), welches Krause (KJ 17a) aber als „Dat. Sg. (?)“ glossiert; zudem zeigt die Inschrift eine zumindest teilweise Durchführung der Synkope, weshalb die sprachhistorische Einordnung umstritten ist (s. u. 2.1.2).
 - (b) *rūnōnō* (KJ 96 Stentofen) nur bei Krause, und da mit Fragezeichen; gehört aber sicherlich in die Übergangszeit. Es bleibt als einziger Beleg
 - (c) (KJ 72 Tune) *arbijanō*.

Dieser mag zwar unumstritten sein, der Ansatz eines urgermanischen Genitiv Plural auf **-ōaN* kann aber nicht den Rang der *communis opinio* beanspruchen. Meist wird im Gegenteil eine einsilbige langvokalische Endung angesetzt (s. Kap. 1.2.2.2), wobei schlicht kein Kurzvokal schwinden hätte können.

Gleich darauf (§ 4.1.3) stellt Boutkan bereits die umfassende Regel ‘OR TRIS LOSS **V*’ auf, verbunden mit dem bloßen Hinweis auf drei lautliche Entwicklungen (die entsprechenden Belege ergänze deshalb ich): Zuerst zwei ‘ostnordische’ Formen der Übergangszeit, die deswegen kaum zur Veranschaulichung eines vor-urnordischen Lautwandels taugen dürften:

2. Der Nom. Pl. der *a*-Stämme: urg. **-ōzez* > *-aR* (in *stAinAR*, KJ 80 Rävsa).
3. Zwei Dative Plural: **-V-muz* > **-umR* (in *°borumR*, *°gestumR*, KJ 96 Stentofen). Der Ansatz eines Flexivs urg. **-muz* ist ebenfalls nicht *communis opinio* (s. Kap. 1.2.2.3).
4. Der Dativ Singular der *an*-Stämme: urg. **-ani* > urn. **-an*. Auf S. 62 äußert Boutkan: “The only certain pre-O[ld]R[unic] i-apocope was that of **-i#* after unstressed syllables”, wofür er die Beispiele *-hlaiban* (KJ 72 Tune) und *igijōn* (KJ 81 Stenstad) anführt. Letzteres ist aber nach Krause wie Antonsen (A 37) ein Genitiv (s. u. 8).¹⁷ Es bleibt als einziger Beleg: *witandah^alaiban*. Dessen Hinterglied zeigt in der Tat Verlust eines auslautenden **-i*.

In § 4.1.5 zieht Boutkan einige weitere Kategorien heran, die früher Synkope nach unbetonter Silbe zum Opfer gefallen seien: Die Nominative Singular der *a*-, *i*- und *u*-Stämme sowie der Akkusativ Singular der *u*-Stämme:

5. Der Nom. Sg. der *a*-Stämme (§ 4.1.5.1): “[...] the vowel of the OR oNs [a-St. Nom. Sg.] ending *-az* in trisyllables, e. g. *erilaz*, must have been restored after the example of the disyllables since the vowel was prone to be syncopated under rule (4).” Diese unvermittelte Feststellung wird an anderer Stelle näher erklärt: Als Hinweis auf die vermeintliche Apokope genügt Boutkan auf S. 171 die erwähnte Genitiv-Plural-

¹⁷ Dies verwundert, als Boutkan auf S. 32 explizit angibt, Antonsens Ausgabe von 1975 zu folgen.

Endung urg. **-ōaN*, die immerhin sogar nasaliertes **-aⁿ* in dritter Silbe verloren hätte (was freilich nicht *communis opinio* ist: s. o. 1a).

Die masculinen Participia Präteriti starker Verben, der Flexion nach ebenfalls *a*-Stämme, hätten in gleicher Weise ihren Endsilbenvokal verloren, dieser sei dann analogisch wiederhergestellt worden (das Part. Prät. der schwachen Konjugation, vgl. KJ 84 Amla *h(l)aiwidaR*, wird dagegen nicht erwähnt).

Die folgenden strukturell in Frage kommenden Belege (alle vom Typ urg. [x̥x]) werden bei Antonsen (1975: § 6.1.1) und Krause (1971: §§ 88, 89) als *a*- bzw. (*i*)*ja*-Stämme im Nominativ Singular genannt:

(a) *a*-Stämme:

- i. Masculina: *wīlagaR* (KJ 29 Lindholm), *HīwigaR* (KJ 58 Årstad), *WagigaR* (KJ 69 Rosseland), *LaīpigaR* (KJ 88 Møgedal), *ais(i)g(a)R* (KJ 21 Thorsberg), *IuþingaR* (KJ 74 Reistad), *erilaR* (KJ 16 Bratsberg, KJ 27 Kragehul, KJ 70 Järsberg, KJ 29 Lindholm, KJ 128 Väsby) ~ *irilaR* (KJ 56 Veblungsnes, KJ 69 Rosseland, KJ 71 By); *faikinaR* (KJ 60 Vetteland), *haitinaR* (KJ 61 Kalleby), *slaginaR* (KJ 99 Möjbro), *skorin(n)* (KJ 101 Eggja), *h(l)aiwidaR* (KJ 84 Amla);
- ii. Neutra: *aRina* (KJ 71 By), *u(u)īlald* (KJ 128 Väsby/Äskatorp, KJ 129 Over-Hornbæk);

(b) (*i*)*ja*-Stämme: *Staina-*, *Bida-*, *La(n)da-warijaR* (KJ 73 Rö, KJ 13a Nøvling, KJ 91 Tørvika), *raunijaR* (KJ 31 Øvre Stabu), *HoltijaR*¹⁸ (KJ 43 Gallehus), *Þirbijar* (KJ 64 Barmen), *HrōReR* (KJ 71 By), *-wul^afīR* (KJ 98 Istaby).

Vier Belege zeigen kein vollständiges Stammsuffix (mehr): *skorin(n)* (< **-inaz*), *u(u)īlald* (< **wīlaðla* ?)¹⁹; *HrōReR*, *-wul^afīR* (beide < **-ijaz*). Diese Formen vereint die durchwegs späte Überlieferung: während *u(u)īlald* auf drei Brakteaten überliefert ist, also *per definitionem* nach-urnordisch, gehören die Steininschriften von Eggja, By und Istaby nach *communis opinio* ebenso in die Übergangszeit (s. Kap. 2.1.4).

6. Der Nom. Sg. der *i*-Stämme (§ 4.1.5.2): Boutkan wählt hier mit *hlewagastiR* (KJ 43 Gallehus) ein unglückliches Beispiel, da gerade dieses, wie einleitend erwähnt, akzentuell gesehen durchaus nicht hierher gehört; dementsprechend und umgekehrt bliebe nach S. 439 der Stammvokal in *-gastiR* erhalten, während Boutkan auf S. 62 sogar “regular retention of **i* until the E[ast]N[orse Runic] period” annimmt! Die Verwirrung ist aber nicht weiter verwunderlich: es ist schlicht kein einziger (urnordisch oder urgermanisch) dreisilbiger *i*-Stamm überliefert; es gibt deshalb keine

¹⁸ Boutkans Behauptung (S. 203, § 4.1.13), *HoltijaR* widerspräche der *Lex Sievers*, weil uridg. **kldjos* (mit einsilbigem Suffixallomorph nach kurzer Silbe) vorauszusetzen sei, welches *†holtjaz* ergeben hätte, muss zurückgewiesen werden: wenn das Suffix hier ein Patronym bildet, kann es selbstverständlich nicht ererbt, sondern muss produktiv zu einem Vaternamen **Holta-* (?) gebildet worden sein (was auch den unerwarteten Umlaut der Wurzelsilbe erklärt: s. Reichert 2003: 353).

¹⁹ Nach Krause (1971: § 25.7) eine Bildung mit dem uridg. Suffix *-tlo-* > urg. *-þla-/ðla-*. Dieses zeigt im Altenglischen und Altnordischen bisweilen infolge von Metathese eine Form *-alda*, wie hier (bereits apokopiert) vorliegen dürfte; zum Suffix vgl. Torp 1974: § 37, Meid 1969: § 143, Casaretto 2004: 404 ff.

aussagekräftigen Belege.

7. Der Nom. Sg. und Akk. Sg. der *u*-Stämme (§ 4.1.5.2): “Furthermore, the trisyllabic uN/As mfn [u-St. Nom./Akk. Sg. masc./fem./neutr.] must have undergone u-syncope.” Die Rechtfertigung hierfür wird auf S. 253 mit der oben genannten Dativ-Plural-Endung *-umR* (KJ 96 Stentoft) gegeben, die Apokope einer Endung urg. **-umus* zeige (s. Kap. 1.2.2.3). Auf S. 68 dagegen hatte Boutkan noch erwogen, dieser Verlust sei womöglich dem zeitlichen Abstand zwischen einen Vokal zeigenden urnordischen Belegen wie *haukōþuR* einerseits und den synkopierten ‘ostnordischen’ Formen *°borumR*, *°gestumR* andererseits geschuldet. Ohne dies zu begründen, entscheidet er sich allerdings gegen diese naheliegende Erklärung. Die Belege zeigen alle den Stammvokal: *haukōþuR* (KJ 66 Vånga), *SigaðuR* (KJ 47 Svarteborg), *hakōþu* (KJ 67 Noleby), *laþōdu* (KJ 130 Trollhättan).

Es bleibt übrigens unklar, warum Boutkan hier und nur hier den Akkusativ Singular in Erwägung zieht. Strukturell in Frage kämen als Beispiele für diesen Casus etwa auch die *ija*-Stämme *mākija* (KJ 22 Vimose, Ortband), *arbija* (KJ 72 Tune).

8. Der Gen. Sg. der *ōn*-Stämme (§ 4.1.9 b): Dieser wird als weiteres Beispiel für ‘OR TRIS LOSS *V’ angeführt: urg. **-ōna/es* > **-ōns* (vgl. got. *tuggons*) > urn. *-ōn*, belegt in *ingijōn* (KJ 81 Stenstad) und *agila-mundōn* (KJ 69 Rosseland). Für beide zieht Krause (1966: 155, 186) auch eine Bestimmung als Dativ in Betracht, was urg. **-ōni* > urn. *-ōn* voraussetzt.

Es ergibt sich folgende Situation: Von den besprochenen Belegen, die den Schwund eines Endsilbenvokals anzeigen, werden die folgenden gewöhnlich nicht der urnordischen Sprachstufe beigeordnet: (1b) *rūnōnō*, (2) *stainAR*, (3) *°borumR*, *°gestumR*, (5) *skorin(n)*, *u(u)ilald*, *HrōReR*, *-wul^afīR*; unsicher ist die sprachliche Einordnung von (1a) *wiwiō*, wobei bezweifelt werden darf, ob überhaupt Apokope vorliegt. Gleiches gilt für das tatsächlich urnordische (1c) *arbijanō*. Zuletzt bleiben (4) *-h^alaiban* sowie (8) *ingijōn* und *-mundōn*. Diese belegen in der Tat den Verlust eines Kurzvokals in letzter Silbe vom Urgermanischen zum Urnordischen.

Stellt man der kümmerlichen Evidenz dieser drei Formen den allergrößten Teil der Belege entgegen, welcher keinerlei Hinweis auf den Schwund eines Kurzvokals in der Stellung [°xx] gibt, fällt es schwer nachzuvollziehen, wie Boutkan zu seinem Ansatz ‘OR TRIS LOSS *V’ gekommen ist. Teilweise fußt dieser wohl auf der vermeintlich parallelen Entwicklung der gotischen Trisyllaba: “I conclude that *u was lost only in third syllables in Gothic. [...] In O[ld]R[unic], the situation in trisyllables is comparable to Gothic” (1995: 68). Diese ist aber, wie eingangs erwähnt, an und für sich zweifelhaft. Zudem halte ich es grundsätzlich für verfehlt, aufgrund rein theoretischer den Sprachvergleich betreffender Überlegungen an der Beleglage vorbeizuarargumentieren. Diese zeigt den Schwund eines Kurzvokals in einem scharf umrissenen Kontext, sodass

ein Lautgesetz, welches sämtliche Kurzvokale ‘in dritter Silbe’ in Bausch und Bogen behandelt, schlicht nicht notwendig ist.

Richten wir einen Blick auf unsere Belege (4) *-h^alaiban*, (8) *ingijōn* und *-mundōn*, so ist diesen phonotaktisch gemeinsam, dass sie einen Nasal *-n-* vor dem ausgefallenen Endungsvokal zeigen; morphologisch verbindet sie die Zugehörigkeit zur schwachen Deklination. Eine hinreichende Beschreibung dieser Konfiguration hat schon Krause gegeben: „Bei den *n*-Stämmen sind in den obliquen Kasus des Singular nach dem *n*-Suffix die ursprünglichen Endungen völlig ausgefallen“ (1971: § 14.2 b). Eine formal strengere Formulierung im Sinne eines Lautgesetzes (versuchsweise: urg. **-nV̆C₀#* > urn. *-n#*) scheint allerdings wegen durchaus unterschiedlicher Entwicklungen im gleichen phonologischen Kontext nicht leicht zu fassen: etwa zeigt das Suffix *-ina-* durchgehend Bewahrung in (5) *slaginar*, *arina* etc. Auf jeden Fall sehe ich angesichts dieser Beleglage keinerlei Veranlassung, einen generellen ‘Old Runic Trisyllable loss’ anzunehmen, sondern gehe *contra* Boutkan von einer grundsätzlichen Bewahrung von urg. **-u-* in letzter Silbe aus.

1.2.1.3 Genitiv

	Got.	<i>sunaus, handaus, faþhaus</i> ²⁰
	Ae.	<i>suna, honda</i> , —
Belege	Afries.	<i>suna</i> , —, —
	As.	<i>suno, custeo</i> ²¹ , — ²²
	Aisl.	<i>sonar, fjarðar, fjár (féar)</i> ²³
	Urn.	magor

Alle Formen der Töchter weisen auf urg. **-auz*²⁴, welches uridg. **-ous* voraussetzt, so schon Streitberg (1896: 245), während Hirt (1932: 46) und Krahe (1969: II, 32) unentschieden zwischen uridg. **-ous* und **-eus* bleiben. Bammesberger (1990: 152) geht von ursprünglichem uridg. **-eus* aus, fortgesetzt durch urg. **-euz* mit einem analogisch dem Dativ Singular nachgebildeten Allophon **-auz*. Dem entgegen und umgekehrt nimmt Ringe (2006: 272 f.) an, dass die Ablautstufe urg. **a* exklusiv im Genitiv vorlag und sich vielmehr auf den Dativ übertragen hätte.²⁵ Dieser Casus findet sich in einem einzigen urnordischen Beleg:

²⁰ Dieser nicht belegte Casus ist nach dem adverbialen (erstarrten Genitiv Singular von *filu* ‘viel’) *filaus* ‘um vieles’ rekonstruiert (Got. Gr.: § 106, Anm. 2).

²¹ Es könnte sich ebenso um einen Genitiv Plural handeln (Gallée 1891: § 328).

²² Das Neutrum zeigt bereits ausschließlich Formen der *a*-Deklination: *fehes*, *-as* (Gallée 1891: § 329).

²³ Siehe Noreen 1923: § 363, Anm. 1.

²⁴ Im Gotischen ist der ursprünglich stimmhafte Auslaut noch erkennbar im klitisierten *Filippauz-uh* ‘und Philipps’ (Got. Gr.: § 104, Anm. 1).

²⁵ Ebenso vielleicht auch auf den Genitiv Singular der *i*-Stämme: **-aiz* (> **-īz*).

i. **magor** auf dem Stein von Vetteland (Rogaland, Norwegen), KJ 60/A 18.

Diese von Krause (1966: 136 ff.) auf die Mitte des 4. Jahrhunderts datierte Inschrift wird in der Forschung weitestgehend einstimmig interpretiert; Antonsen (1975: 38 f.) folgt Krauses Deutung wieder gänzlich. Von einem ursprünglich größeren Stein ist nur das untere Stück mit drei Zeilen Text erhalten, deren zweite unsere Form **magor** enthält, und zwar in einem transparenten syntaktischen Kontext, den man direkt ins Altisländische transponieren kann:

KJ 60 *magōR* *mīnas* *staina*
 magar{Gen. Sg. masc.} *mīns*{Gen. Sg. masc.} *stein*{Akk. Sg. masc.}
 ‘den Stein meines Sohnes’

Wir haben hier den seltenen Fall vor uns, die grammatische Bestimmung eines urnordischen Belegs anhand von Kongruenz überprüfen zu können: das attributiv verwendete Possessivpronomen *mīnas* stimmt mit *magōz* in Casus, Genus und Numerus überein; *staina* dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach das direkte Objekt sein. Dem erhaltenen Bruchstück fehlen allerdings Subjekt und Prädikat des Satzes, wofür Krause den Namen des Vaters und (wie auf KJ 73 Rö) {1. Sg. Prät. Ind.} *satidō* ‘setzte’ vorschlägt: ‘(Ich,) X setzte den Stein meines Sohnes’. *magor* gehört zu aisl. *mōgr* ‘Knabe, Sohn’, welches besonders in ältester Zeit öfter begegnet.²⁶ Das Alter der Inschrift erweisen die voll erhaltenen Endungsvokale (vgl. identisches **staina** auf KJ 72 Tune, während das spätere KJ 101 Eggja bereits Apokope derselben Form zeigt: **stain**).

Lautlich betrachtet scheint die Entwicklung der Flexionsendung eindeutig: urg. **-auz*, zu sehen noch in got. *-aus*, entwickelt sich über die hier vorliegende monophthongierte Zwischenstufe *-ōR* (vielleicht vergleichbar ist früh-ahd. <oo> für /ō/ im selben Casus: Ahd. Gr.: § 220 c, Anm. 3) zu aisl. *-ar* (ebenso z. B. Syrett 1994: 104 ff.; Boutkan 1995: 256, 452). Dies erklärt auch die nordseegermanischen Formen auf *-a/-o*. Dem Ansatz eines urnordischen Genitiv Singular der *u*-Stämme auf *-ōR* steht außer der wahrhaft minimalen Beleglage also nichts entgegen.

1.2.1.4 Dativ

Belege	Got.	<i>sunau, handau, faīhau</i>
	Ae.	<i>sunā, honda, —</i>
	Afries.	<i>sunā*, skelde, —</i>
	As.	<i>suno/suni, hand/hendi, feho/fehe</i>
	Aisl.	<i>sunī, firðī, fé</i>
	Urn.	kunimudiu, hakupo, asau

²⁶ Vgl. got. *magus* (*u*-St.), ae. *magu* (teilw. *a*-Flexion); zur Wortsippe s. Casaretto 2004: 198.

Auch hier ist die Beleglage relativ dünn. Krause führt in seiner Grammatik (1971: § 93) eine einzige Form eines *u*-stämmigen Dativ Singular an: **kunimudiu** (KJ 136 Tjurkö, Brakteat I), glossiert jedoch auch das ‘ostgermanische’ **asau** (KJ 24 Vimose, Schnalle) als solchen „D. Sg. des *u*-St. *ansu*-“, 1971: 174. Diesen beiden Belegen fügt Antonsen (1975: 20) einen dritten hinzu: **hakupo** (A 46 Noleby). Eine vierte Form *mægiu* (A 119 Stentofte) rubriziert er unter ‘East Norse’, weshalb diese in Kap. 2.2 besprochen wird.

Einleitend ist festzuhalten: die Entwicklung des Dativ Singular ist wahrscheinlich die umstrittenste Frage betreffend die urnordischen *u*-Stämme. Die besondere Schwierigkeit bei der Herleitung ergibt sich aus den völlig divergierenden Lautungen in den verschiedenen und innerhalb der altgermanischen Sprachen: Während einige Formen hintere zentrale oder tiefe Endungsvokale zeigen, finden wir in anderen vordere hohe:

an. *sunī* früh-ahd. *sunīu*
 as. *sunī* got. *sunau* as. *sunō*
 ae. (afries.) *sunā*^(*)

Im Folgenden möchte ich deshalb einen kurzen Überblick über die Forschungsgeschichte geben. Bereits Streitberg (1896: 246) hat den Dativ Singular der *u*-Stämme auf *-iu* (vgl. **kunimudiu**, früh-ahd. *fridiu*) von einem urindogermanischen Lokativ auf **-ēu* hergeleitet, der sich im Ostgermanischen zu *-au* (got. *sunau*) entwickelt hätte, nord- und westgermanisch aber über **-eu* zu *-iu*, was an. *-i* (mit entsprechender Umlautwirkung: *synī*) ergeben hätte. Die ‘irreguläre’ Form ae. *suna* dagegen wäre analogisch zum Genitiv gebildet worden. Dem folgt Hirt 1932: 46:

> nord-/westgerm. **-eu* > *-iu* > an. *-i*
 uridg. **-ēu* > ostgerm. *-au*
ae. *-a* ← *-a*_{Gen. Sg. u}

Prokosch (1939: 248 f.) dagegen setzt bereits auf grundsprachlicher Ebene drei allomorphische Endungen an, aus denen sich die divergierenden Endungssätze ergeben hätten: (1) den regulären Dativ Singular uridg. **-eui*, der die früh-ahd. Form auf *-iu* ergeben hätte; (2) dessen Allomorph **ēī*, woraus an./as. *-i* hervorgegangen sei; (3) ein weiteres Allomorph uridg. **-oui* (mit *o*-stufigem Suffix nach dem Genitiv; ähnlich nennt Krahe 1969: II, § 17 eine „Ablautsdublette“ uridg. **-ōu*) als Ursprung der gotischen/altenglischen/altsächsischen Formen:

uridg. **-eui* > ahd. *-iu*
 → **ēī* > an./as. *-i*
**-o*_{Gen. Sg. u} → **-oui* > got. *-au*, ae./afries. *-a*, as. *-o*

Bammesberger (1990: 153) nimmt etwas ambivalent an, ein urgermanischer Dativ **-au* hätte sich „möglicherweise“ aus einem Lokativ **-ēu* entwickelt. Urn. **-iu* und an. **-i*

weise aber auf ein urgermanisches Morph **-eu*. Die gleiche Entwicklung formuliert Boutkan (1995: 256) expliziter, nimmt aber eine Isoglosse innerhalb des Urnordischen an: ausgehend von einem urindogermanischen Lokativ ergäbe sich urg. **-ēu*, realisiert etwa als [æu:], welches in einem Teil des frühgermanischen Dialektkontinuums zuerst zu **-æu* gekürzt worden sei (> got. -*au*), dann monophthongiert zu urn. **-ō* (KJ 67 Noleby **hakupo**); in einem anderen Teil aber sei **-ēu* gekürzt und gehoben worden zu **-iu* (KJ 136 Tjurkö **kunimudiu**, ahd. *sitiu*):

urg. **-ēu* > **-æu* > urn. **-ō*
 > got. -*au*
 > urn./ahd. **-iu*

Jüngst schließt Ringe (2006: 126, 272 f.) wieder an Prokosch an und setzt zwei Entwicklungen im Urganischen an: zunächst lautgesetzliche Entwicklung von uridg. **-éuei* zu einem uniformen Dativ Singular urg. **-iwi*, woraus (analogisch nach der Ablautstufe *-a-* des Genitiv **-auz*) ein Allomorph **-awi* hergestellt worden sei, welches die ostgermanische und die (meisten) westgermanischen Endungen ergeben hätte:

uridg. **-éuei* > urg. **-iwi* > urn. -*iu* > -*ī* > an. -*i*
 → urg. **-awi* > got. -*au*, ae. -*a*

Bevor eine Entscheidung bezüglich seiner Herkunft getroffen werden soll, sehen wir uns zunächst wieder die fraglichen Belege für den Casus an.

i. kunimudiu auf dem Brakteaten I von Tjurkö (Blekinge, Schweden), KJ 136/A 109.

Insgesamt bietet dieser Text wenig Reibungsfläche, die Deutungen bei Antonsen und Krause decken sich inhaltlich und grammatisch bis hin zur Datierung (um 500). Wenn auch Grønvik (1987: 148–157) die Inschrift als Ganzes von der *communis opinio* (knappe Zusammenfassung bei Birkmann 1995: 75 f.) abweichend interpretiert, analysiert er unsere Form **kunimudiu** ebenfalls als Dativ Singular eines *u*-stämmigen Personennamens **KunimunduR*. Dieser Personenne, der sich im ganzen westgermanischen Bereich findet (ae. *Cynemund*, ahd. *Chunimunt*), aber auch im Norden belegt ist (Rök **kunmuntar**, offenbar bereits als *a*-Stamm flektierender Nominativ Plural), setzt im Hinterglied einen alten *u*-Stamm urg. **mundu-* fort, nach Nedoma (2004: 131 f.) ein *Nomen agentis*, welches sich sekundär aus einem ursprünglichen *Nomen actionis* ‘Schutz’ (vgl. aisl. *mundr* ‘Brautpreis’, ae. *mund*, spät-ahd. *munt* ‘Schutz’) entwickelt hätte, also etwa ‘Schützer’ bedeute; ein ähnliches Nebeneinander von *Nomen actionis* und *agentis* liege vor in aisl. *varðr* ‘Wacht; Wächter’. Dass der Nasal in der Stellung vor Dental nicht bezeichnet wird, entspricht übrigens dem Usus der Runenorthographie (Krause 1971: §§ 19.2, 66).

Es herrscht also weitestgehende Einigkeit, was die Bedeutung, Herkunft und grammatische Bestimmung von **kunimudiu** betrifft. Insofern befremdet die Aussage von Syrett (1994: 275),

“this is probably the clearest example of an etymological diphthong represented by a digraph, even if its identification as a dat. sg. might seem to be based rather too squarely solely on a formal phonological analysis.”

Letzterem muss widersprochen werden. Zwar handelt es sich hier in der Tat um einen Fall bestechender etymologischer Transparenz, allerdings wird diese von der syntaktischen wie poetologischen Analyse des Textes bestätigt: dieser bildet ein frühes Beispiel eines germanischen Stabreimverses, nach Antonsen wie Krause:

KJ 136 *wurtē* *rūnōR* *an* *walhakurnē* *HeldaR* *Kunimu(n)diu*
 wirkte_{3. Sg.} Runen_{Akk. Pl.} auf_{Präp.} Welschkorn_{Dat. Sg.} PN_{Nom. Sg.} PN_{Dat. Sg.}
 ‘Es wirkte die Runen auf dem Welschkorn (*Kenning* für ‘Gold’?) H. für K.’

Zu den sprachhistorischen Charakteristiken des Textes ist festzuhalten (nach Krause 1966: 173 f. und Birkmann 1995: 76): Die Form *wurtē* steht zwischen der entsprechenden 1. Sg. *worahto* (KJ 72 Tune) und der 3. Sg. *ortē* (KJ 71 By) und bietet gleich drei Hinweise auf die sprachliche Stellung der Inschrift: 1. zeigt sie im Anlaut erhaltenes *w-* vor Vokal (gegenüber *ortē*, wo dieses bereits geschwunden ist); 2. ist der Konsonantencluster **-rht-* in *-rt-* aufgelöst (die Gruppe *-lh-* in *walha-* ist noch erhalten); 3. ist haupttoniges *-u-* vor dem *-ē* der Endsilbe noch als solches erhalten (wie auch in *kurnē*) – dagegen deutet *ortē* bereits auf intraparadigmatischen Ausgleich des Wurzelvokals: durch *a*-Umlaut gesenktes *o-*, wie es etwa in der 1. Sg. lautgesetzlich entstünde (*worahto*) ersetzt ererbtes *u-*. Allerdings ist fraglich, ob dies ein aussagekräftiges Kriterium für die Einstufung der Inschrift darstellt, da die Durchführung des *a*-Umlauts eine geographische Isoglosse bildet, die quer durch Dänemark und zwischen Norwegen und Schweden verläuft, wobei der Osten vom Umlaut weitgehend unberührt bleibt, während er im Westen durchgeführt wird (Ralph 2002: 706). Nachdem es sich bei By und Tune um norwegische Inschriften handelt, der Brakteat aber in Schweden gefunden wurde, könnte eher Dialektgeographie als diachrone Entwicklung ausschlaggebend sein. Bedenkt man die insgesamt eher archaischen sprachlichen Züge der Inschrift, kann trotzdem die Datierung Krauses stimmen, der hauptsächlich anhand der Ornamentik mit einer Entstehungszeit um 500 rechnet (1966: 174; zustimmend Birkmann 1995: 76). Jedenfalls spricht nichts gegen eine Einstufung der Form *Kunimundiu* als urnordischen Dativ Singular der *u*-Stämme.

ii. **hakupo** auf dem Stein von Noleby (Västergötland, Schweden), KJ 67/A 46.

Die Deutung dieser längeren dreizeiligen Inschrift gestaltet sich ausgesprochen schwierig; besonders die zweite Zeile scheint dunkel – Antonsen lässt sie ganz aus; Z. III enthält als einziges den vermeintlichen *u*-Stamm **hakupo**. Krause, Antonsen und Grønvik haben die Form auf drei recht unterschiedliche Weisen erklärt, die ich hier als Auswahl einer umfangreicheren Literatur vorstellen möchte:

Krause sucht zunächst den naheliegenden Anschluss an den nur 10 km entfernt gefundenen Stein von Vånga (KJ 66) und liest **hakupo** als „ungenauere Schreibung“ für einen Akkusativ Singular **haukōpu* zu dem dort belegten Nominativ einer *-ōpu/-ōðu*-Bildung *Haukopur* (1966: 150). Die ‘ungenauere Schreibung’ betrifft hier die Vertauschung von Mittel- und Endsilbenvokal *-u-* und *-o-*. Was die Wurzelsilbe angeht, rechnet Krause mit einer Entwicklung **hauk-* > [hɔ:k-] o. ä., also zumindest phonetischer Monophthongierung, die schriftlich mit <a> wiedergegeben wird. Zu beobachten ist dieser Prozess auf den (vermutlich jüngeren) Blekinger Steinen: hier finden sich in der fast völlig parallel überlieferten ‘Fluchformel’ sowohl der ursprüngliche Diphthong *-au-* (KJ 97 Björketorp: **-lausr**) als auch die monophthongierte Lautung *-a-* (KJ 96 Stenösten **-lasar**, geschrieben mit der *jāra*-Rune *) eines adjektivischen Kompositionshintergliedes, das sich schon in Richtung aon. *-lōs* (: awn. *-lauss*) ‘-los’ entwickelt hat (Krause 1966: 212, 215). Akzeptiert man diese Entwicklung, würde <a> hier [ɔ:] bezeichnen und dieses bereits mit dem Phonem /a/ identifiziert. Es bleibt die Vertauschung von <u> und <o>, was ich eher *Verschreibung* als ‘ungenauere Schreibung’ nennen möchte.

Das Syntagma **tojeķa** am Ende von Zeile I unserer Inschrift kann die gleiche Entwicklung zeigen: Krause (1966: 150; zustimmend jüngst: Schulte 2005: 16) analysiert den Abschnitt als Verbalphrase bestehend aus einer finiten Verbalform auf **toj-** (zu früherem **taujan* ‘fertigen’, dessen {1. Sg. Prät. Ind.} *tawidō* sich auf dem Gallehus-Horn, KJ 43, findet), woran sich das enklitische Personalpronomen in der 1. Sg. *-eka*²⁷ anschließt. Diese Phrase liest er „mit Andeutung der beginnenden Monophthongierung“ (und Fragezeichen) als *tōjeka*. Zusammen mit einigen weiteren sprachlichen Auffälligkeiten, die Krause zu einer Datierung auf den Ausgang des 6. Jahrhunderts bewegen, weist die Inschrift in die Übergangszeit. Dem stimmte etwa auch Birkmann (1995: 176) zu. Sehen wir uns als Nächstes Antonsens Deutung an.

Dieser nimmt die Inschrift nämlich im Gegenteil in sein Corpus des „Nordwestgermanischen“ auf, der ältesten und konservativsten Sprachschicht seiner Sammlung (s. 1975: 26 ff. zur Erläuterung der von ihm angesetzten Periodisierung), und datiert sie auf ca. 450. Allerdings deutet er auch das Syntagma **hakupo** völlig anders, indem er es zu ae. *hacod*, as. *hacud* ‘Hecht’ stellt und einen urgermanischen Personennamen **Hakupō* mit der ursprünglichen Bedeutung ‘the bent, crooked one’²⁸ rekonstruiert, dessen Da-

²⁷ In der ‘Vollform’ gegenüber proklitischem *ek*; siehe dazu Krause 1971: § 100.1; Lühr 2000: 10 f.

²⁸ Zur Bedeutung siehe auch Antonsens Verweis auf **haha** auf dem Wetzstein von Strøm (KJ 50), das seiner

tiv Singular **hakupawi* **hakupo** fortsetze. In der Tat finden sich vereinzelte zu Fischbezeichnungen gebildete Personennamen im Germanischen, darunter sogar das *hapax* ahd. *Hahit*, welches dem Appellativ *hahhit/hehhit* ‘Hecht’ entsprechen dürfte (Müller 1970: §§ 99, 189.11). Die Verwendung als Name ist also nicht ganz so unwahrscheinlich, wie im ersten Augenblick scheinen möchte. Allerdings sind die westgermanischen Hechtwörter alle *a*-Stämme. Warum ein Personenne mit derselben Grundbedeutung als *u*-Stamm flektieren sollte, erklärt Antonsen leider nicht.

Eine dritte wiederum ganz abweichende Deutung bietet Grønvik (1987: 100), der in **hakupo** ein Dvandvakompositum *hā-kunþō* {Akk. Sg. fem. *ō*} sieht, welches awn. **há-kunna* entspräche. Dieses bedeute ‘den høye og kjente’ und sei «en poetisk betegnelse for ‘den fornemme (kvinnelige) kjenning’», eine Annahme mit dem Nachteil, kaum Vorbilder zu haben: Kopulative (= *Dvandva*-)Komposita sind aus den frühgermanischen Sprachen nämlich praktisch unbekannt (Meid 1969: § 29; Syrett 1994: 179, Anm. 46).

Allerdings spricht auch manches für Grønviks Erklärung. Zum einen zeichnet er ein aus poetologischem Blickwinkel stimmiges Bild der gesamten Inschrift, einer zwar nicht völlig regelhaften, aber doch klar erkennbaren *ljóðaháttr*-Strophe (1987: 105). Der (unreine) Endreim *-kundō* (nach Grønvik Z. 1) mit *-kunþō* (Z. 4), beides unter Auslassung des Nasals geschrieben als **kudo**, **kuþo**, ergibt dabei auch in orthographischer Hinsicht ein stimmiges Bild.

Schließlich ist auch die phonologische Herleitung plausibel: Auch hier wird davon ausgegangen, dass ein ursprünglicher Diphthong *-au-* vereinfacht wurde: **hā-* sei kontrahiert aus späturn. **hāha-*, welches wiederum aus urn. **hauha-* monophthongiert worden sei (1987: 112 f.). Diese Entwicklung wäre völlig gleich belegt in den Stentoftener Formen (KJ 96) *hā-borumR*, *hā-gestumR* ‘Hoch-’, weswegen Grønvik ein Lautgesetz urn. **auh-* > späturn. **ā-* > an. *á* annimmt. Erst später anzusetzen sei die Entwicklung **auh-* > **-ōh-* > *-ō-* (Noreen 1923: § 98.2), was das Nebeneinander der Allomorphe aisl. *hár* ~ *hór* erklären würde.

Auch das bereits erwähnte Syntagma Ende Zeile I, hier anders gelesen als **toje^hha**, stellt für ihn wie für Krause ein Periodisierungskriterium dar: er segmentiert jenes als *toje-h-a*, wobei ein Enklitikon *-h* ‘und’ (kognat mit got. *-h* ~ *-uh*, vgl. lat. *-que*: Braune / Heidermanns 2004: § 218) nebst einer Präposition *a*, die awn. *á* ‘an’ entspreche, zur Verbalform *toje* getreten sei. Allerdings gehöre diese Verbalform, wie anscheinend auch Antonsen (1975: 55) angenommen hat, der urg. **t̥(w)-(i)j-* rekonstruiert, zu awn. *tōja* ‘helfen’ < «urn. **tōjan*, som stemmer helt med skrivemåten **toje** her.» (Grønvik 1987: 96). Entgegen dieser missverständlichen Aussage, die vermuten lässt, es wäre hier eben <**toje**> für [to(:)jɛ-] o. ä. gemeint, geht Grønvik davon aus, dass die

Meinung nach ebenso wie das Hechtwort zu der Wortsippe um ae. *haca*, as. *haco*, aisl. *haki* ‘Haken’ gehört (Antonsen 1975: 54).

Inschrift nicht urnordisch ist, sondern einen bereits (phonemisierten) Umlautvokal /*ō*/ zeige (1987: 111). Zusammen mit anderen sprachlichen Eigenheiten – insgesamt sammelt er derer 15! (1987: 109–113) – rückt dies den Noleby-Stein in das 6. Jahrhundert und die Übergangszeit.

Zusammenfassend kann man folgendes sagen: Während die Deutung von Antonsen (der als einziger die Inschrift in urnordische Zeit stellt) zumindest aus morphologischer Sicht *fishy* ist, bleiben die Interpretationen von Krause und Grønvik. Erstere hat den Vorteil, an einen wohlbekannten Wortbildungstyp (die *-ōþu/-ōðu*-Bildungen) und darüberhinaus an eine direkt benachbarte Inschrift (KJ 66 Vånga **haukoþur**) anknüpfen zu können, erklärt die Graphie aber nur unzureichend (‘ungenauere Schreibung’)²⁹. Grønviiks Erklärung hat den Vorteil von lautlicher und inhaltlicher Stimmigkeit; folgt man ihr, hat man es bei **hakupo** aber nicht mit einem *u*-Stamm zu tun. Es bleibt also festzuhalten, dass wir mit **hakupo** einen unsicheren Beleg eines *u*-stämmigen Dativ Singular vor uns haben, der jedenfalls in die Übergangszeit gehört.

iii. **asau** auf der Schnalle von Vimose (Fünen, Dänemark), KJ 24/A 99.

Während Krause (1966: 60) die Inschrift als ‘ostgermanisch’ rubriziert, übrigens ohne weitere Begründung, weist Nielsen zurecht darauf hin, dass eine Endung *-au* nicht zwangsläufig ostgermanisch sein müsse, vielmehr ebenso mit den nordseegermanischen Formen (ae./afries. *suna* etc.) verglichen werden könne, weshalb **asau** ebenfalls hier besprochen werden soll. Allerdings ist weniger die sprachliche Einordnung das Problem als vielmehr die Deutbarkeit der Inschrift überhaupt. So hat Antonsen aufgrund völlig anderer Grundannahmen die Inschrift als westgermanisch bezeichnet. In seiner Lesung begründen dies das endungslose *gast* (< **gastiz*) sowie ‘verschärftes’ *auwija* (< urg. **awja-*, Antonsen 1975: §§ 5.5, 8.3). Während Krause (1966: 60) noch als Einleitung zu seiner Deutung bemerken konnte, „die Deutung des Komplexes 11–18 darf als einigermaßen gesichert gelten [...]“ (1966: 60), haben dies spätere Forschergenerationen nicht mehr ganz so gelassen betrachtet. Doch zunächst ein Blick auf diese Runen Nr. 11–18 bei Krause bzw. 9–18 bei Antonsen:

KJ 24	<i>a(n)sau</i>	<i>wija</i>	A 99	<i>lās(a)-auwija</i>
	Gott _{Dat. Sg. masc. u}	weihe _{1. Sg. Präs. Ind.}		empty _{a-St.} luck _{Nom. Sg. masc.}
	‘Dem Gott weihe ich.’			‘Lack-luck.’

Krause schließt hier also an aisl. *ǫss* ‘Ase’ (< urg. **ansuz*) an. Obwohl diese Deutung an und für sich lautlich und semantisch stimmig scheint, ist sie insofern problematisch, als sie den genannten Komplex willkürlich aus der Gesamtinschrift reißt (siehe

²⁹ Man bedenke aber auch diesen Hinweis von Syrett (1994: 179, Fn. 44): “It is of course likely that such inexact spellings are more common than we suppose and are rejected too often on the grounds that we think we know how to spell urnordisch better than a typical runesmith did.”

z. B. Syrett 1994: 107 f.); ein Vorwurf, der im Übrigen auch Antonsens ganz abweichende Lesung trifft. Vorsichtiger formuliert es Nielsen (2000: 153), der zwar einen {Dat. Sg. masc. u} gleichen Ursprungs wie die gotischen/westgermanischen Formen für möglich hält, allerdings grundsätzlich infrage stellt, ob die Inschrift überhaupt “linguistically meaningful” sei. Der Ansatz eines urnordischen Dativ Singular **asau** kann also nur als höchst spekulativ bezeichnet werden.

Zusammenfassung Nachdem von den Belegen nur *i. Kunimundiu* als gesichert gelten darf, ist für den urnordischen Dativ Singular der *u*-Stämme eine Endung *-iu* anzusetzen. Ein Allomorph *-ō*, wie es Boutkan aus der Form **hakupo** abliest, kann dagegen aufgrund sprachlicher und zeitlicher Unstimmigkeiten zumindest für das Urnordische nicht nachgewiesen werden. Das Syntagma **asau** schließlich scheidet als Beleg (wofür auch immer) völlig aus. Aus diesen Gründen ist Don Ringe rechtzugeben, der das Flexiv folgendermaßen herleitet: uridg. **-éuei* > urg. **-iwi* > urn. *-iu* (> *-ī* > an. *-i*).

1.2.1.5 Akkusativ

	Got.	<i>sunu, handu, faīhu</i>
	Ae.	<i>sunu, hond, —</i>
Belege	Afries.	<i>sunu, hond/skelde, felo</i>
	As.	<i>sunu, hand, fehu</i>
	Aisl.	<i>sun, fjorð, fé</i>
	Urn.	magu, lapodu, unapou, alu

Ebenso wie für den Nominativ gilt auch beim Akkusativ Singular die Erhaltung des Stammvokals nach kurzer, Tilgung nach langer Wurzelsilbe; gegebenenfalls reflektiert der endungslose altisländische Casus noch die Endung, indem *u*-Umlaut der Wurzelsilbe eintritt.

Ringe (2006: 216, 272) geht hier von uridg. **-um* aus, welches über die Zwischenstufe **-un* nasalisiertes urg. **-ũ* (in der Literatur auch als **-u* oder **-uⁿ* notiert) ergeben habe. Diese Nasalierung reflektiert nach Boutkan (1995: 57) noch die Bewahrung des Stammvokals in KJ 95 Gummarp **wolafA** {Akk. Sg. masc. a} gegenüber dessen Apokope in KJ 96 Stentofen **wolafR** {Nom. Sg. masc. a}.³⁰ Die Neutra zeigen hier wie in allen Stammklassen Homonymie mit dem Nominativ. Es gilt das dort (1.2.1.1) Gesagte.

³⁰ Allerdings ist eine Eigenheit der Runenorthographie überhaupt, dass der Nasal *n* vor (homorganem) Konsonanten nur selten geschrieben wird (vgl. *Kunimu[n]diu*); angenommen, urg. **-n* wäre im Urnordischen erhalten, würde die Wortfuge (°Vn#) womöglich als konsonantisches Element (°VnC°) interpretiert und der Nasal demgemäß nicht geschrieben (s. auch Krause 1971: § 66; Antonsen 1975: § 4.2).

i. **magu** auf dem Stein von Kjøllevik (Rogaland, Norwegen), KJ 75/A 38.

Dieser Beleg ist recht unumstritten, der Interpretation von Krause (1966: 172 ff.) ist wegen des klaren syntaktischen (und pragmatischen) Zusammenhanges nichts hinzuzufügen. Auf dem Gedenkstein finden wir nach dem Namen des Toten einen vollständigen Satz:

KJ 75 *ek* *Hagusta(l)dar* *hlaiwidō* *magu* *mīninō*
ich_{1. Sg.} PN_{Nom. Sg. masc.} beerdigte_{1. Sg. Prät. Ind.} Sohn_{Akk Sg. masc.} meinen_{Akk. Sg. masc.}
‘Ich, H., beerdigte meinen Sohn.’

Das Possessivpronomen *mīninō* (vgl. got. *meinana* bzw. zur Endung *-ō* das Demonstrativpronomen *hinō* auf KJ 50 Strøm) kongruiert mit dem direkten Objekt *magu*. Dass es sich um einen Akkusativ Singular handeln muss, zeigt auch der Sprachvergleich: got. *magu*, aisl. *mog*, dessen Umlaut die Qualität des bereits apokopierten Endungsvokals noch immer anzeigt. Da sich auslautendes *-u* im Nordgermanischen sehr lange hält, könnte die Form auch bereits in die Übergangszeit gehören. Das noch völlige Unterbleiben der Synkope und die insgesamt „sehr altertümliche Sprache“ lassen aber mit Krause (1966: 174), der die Inschrift in die Mitte des 5. Jahrhunderts datiert, einen frühen Beleg eines *u*-stämmigen Akkusativ Singular konstatieren.

ii. **laþodu** auf dem Brakteaten von Trollhättan (Västergötland, Schweden), KJ 130/A 64.

Dieser Brakteat vom Typ A (nach KJ: 237 f. der älteste Typ, Mitte 5. Jh.; vgl. aber Birkmann 1995: 68 ff.) trägt nach Krause (1966: 266 f.) die Inschrift *tawō laþōdu*, wobei *tawō* die {1. Sg. Präs. Ind.} zu einem nicht bezeugten Verb **tawōn* ‘bereiten’ (s. o. **taujan*: ii. KJ 67 Noleby) sei, *laþōdu* aber eine *-ōþu/-ōdu*-Ableitung, belegt in dem *Nomen agentis* aisl. *lōðuðr* ‘Einlader’, komponiert auch als *Nomen actionis* in *laðaðsmaðr* ‘ds.’ (mit Fugen-s nach den *a*-Stämmen)³¹; die Inschrift bedeute also ‘Ich bereite die Einladung’. Ähnlich erscheint auf diversen Brakteaten ein Wort *laþu*, fortgesetzt im *ō*-Stamm aisl. *lōð* ‘Einladung’. Aus diesem Grund stimmt Syrett (1994: 58 f., 179 f.) trotz pragmatischer Skepsis an der Motivation, das Wort ‘Einladung’ auf einen Brakteaten zu stempeln, letztlich aus syntaktischen Erwägungen der Bestimmung als Akkusativ Singular zu.

Übrigens findet sich laut Krause (1966: 267, Anm.) eine jüngere apokopierte Form desselben Wortes auf dem großteils undeutbaren Brakteaten von Halskov (KJ 130 Anm.): **laþoþ**. Da die Inschrift einer späteren Sprachstufe anzugehören scheint, wird sie unten (2.2) weiter behandelt.

Abschließend ist zu sagen, dass aufgrund der etymologischen Transparenz unserer Form, deren Wortbildung mit *Haukoþur* eine zeitgenössische Parallele vorweisen

³¹ Unverständlich bleibt mir daher die Bemerkung von Syrett (1994: 180), bedauerlicherweise sei *lōðuðr* nicht als *Nomen actionis* belegt.

kann, mit hoher Wahrscheinlichkeit ein weiterer Beleg für einen {Akk. Sg. u} gefunden wurde.

iii. **unapou** auf dem Stein von Noleby (Västergötland, Schweden), KJ 67/A 46.

Wie wir oben (ii.) gesehen haben, handelt es sich höchstwahrscheinlich um eine Inschrift der Übergangszeit, weshalb diese dort (2.2) weiter besprochen werden soll. Es handelt sich bei **unapou** jedenfalls nicht um einen urnordischen Beleg.

iv. **alu** S. o. v.

Zusammenfassung Als wahrscheinliche Belege eines urnordischen Akkusativ Singular der *u*-Stämme haben sich **magu** und **lapodu** erwiesen. Indem beide den reinen Stammvokal *-u* zeigen, wie auch der Sprachvergleich erwarten lässt, kann dieser als das entsprechende Casusflexiv gelten.

1.2.1.6 Vokativ

Belege	Got.	<i>sunu</i> ³² , —, —
	Ae.	(→ Nom.)
	Afries.	(→ Nom.)
	As.	(→ Nom.)
	Aisl.	(→ Nom.)
	Urn.	—

Der Vokativ ist im Germanischen insgesamt nur mehr in Relikten greifbar. Nimmt man schon für das Ur(indo)germanische Synkretismus von Nominativ und Vokativ im Plural an, ist er im Singular nur mehr im Gotischen und Urnordischen als grammatische Kategorie erhalten. Gewöhnlich werden drei urnordische Belege zur Diskussion gebracht: KJ 105 Skodborg **alawid** und **alawin**, KJ 11 Værløse **alugod**.³³ Während zumindest die beiden relativ unumstrittenen *a*-Stämme **alawid** und **alugod** die Endung uridg. **-e* bereits zum Urgermanischen hin verloren haben, stellt sich bei dem *i*-Stamm **alawin** die Frage, wo das Stammsuffix **-i-* geblieben ist, da in dieser Stellung kein Schwund zu erwarten wäre, vgl. KJ 135 Sønder-Rind *winiR* ‘Freund’ (Syrett 1994: 65, Fn. 85). Aus diesem Grund hat Antonsen (1975: 75–77) angenommen, dass es sich bei den endungslosen Belegen um westgermanische Formen handelt, liefert aber gleichzeitig

³² Auch hier ist eine seltenere Nebenform auf *-au* belegt, die auf einen urindogermanischen amphidynamischen Flexionstyp zurückgehen dürfte (Got. Gr.: § 105, Anm. 2).

³³ Als vierte Form käme außerdem KJ 76 Opedal **swestar** in Frage; dieses wird aber allermeistens als Nominativ gelesen, während die Deutung als Vokativ kaum die *communis opinio* widerspiegelt (Syrett 1994: 222–231).

ein Argument gegen diese Annahme, indem er **alawin** zum Personennamen ahd. *Alwini* stellt, der ja gerade belegen würde, dass der Stammvokal nach kurzer Silbe im Westgermanischen bewahrt bleibt.

Ein Vokativ Singular der *u*-Stämme ist für das Urnordische jedenfalls nicht belegt, weswegen ein Rückgriff auf die Rekonstruktion gefordert ist. Diese gestaltet sich aber erfreulich einfach: weder die gotischen noch die urnordischen thematischen Belege zeigen eine Endung, wie es vom Urgermanischen her auch zu erwarten ist. Nachdem für die Neutra ohnehin Homonymie des Nominativ, Akkusativ und Vokativ Singular anzunehmen ist (Bammesberger 1990: 40), spricht nichts dagegen, für alle *u*-Stämme einen Vokativ Singular auf **-u* anzusetzen.

1.2.2 Plural

1.2.2.1 Nominativ

Belege	Got.	<i>sunjus, handjus</i> , —
	Ae.	<i>sunu, honda</i> ³⁴ , —
	Afries.	<i>suna, honda</i> , —
	As.	<i>sunī, hendi</i> , —
	Aisl.	<i>synir, firðir</i> , —
	Urn.	—

Mit Ausnahme des Altenglischen und Altfriesischen können die Formen zurückgeführt werden auf urg. **-iwiz* (< uridg **-eues*). Problematisch ist wie gesagt die nordseegermanische Entwicklung: während die Formen auf *-u* analogisch zum Akkusativ Plural gebildet scheinen, werden diejenigen auf *a* gern als ‘unklar’ bezeichnet (so Streitberg 1896: 246; Ae. Gr.: § 274, Anm. 2). Prokosch (1939: 249) erklärt diese als Analogie nach dem Genitiv/Dativ Singular bzw. dem Genitiv Plural, welche ebenfalls *-a* zeigen. Jedenfalls kann man für das Urnordische, wenn auch nicht belegt, getrost einen masculinen/femininen Nominativ Plural auf **-iuR* annehmen.

Der neutrale Nominativ/Akkusativ dürfte nach Neri (2003: 169 f.) uridg. **-u-h₂* gelautet haben, was urg. **-ū* ergäbe. Zwar könnte ahd. *fihū* einen dieser Casus zeigen, was eine diphthongische Endung voraussetzen würde, dessen grammatische Bestimmung ist jedoch unsicher (vgl. Ahd. Gr.: § 220 e, Anm. 1); zudem zeige der weitere Sprachvergleich nirgends ein vollstufiges Suffix an dieser Stelle des Paradigmas (Neri: a. a. O.). Nimmt man mit Syrett (1994: 268) und Nielsen (2000: 102) an, dass urg. **-ū* im Urnordischen erhalten bleibt, steht der Rekonstruktion eines neutralen Nominativ und Akkusativ Plural auf **-ū* also nichts entgegen.

³⁴ Die anscheinend lautgesetzlich endungslose Form zeigen aber noch immer langsilbige Stämme im Nordhumbrischen: *hond* (Brunner / Sievers 1965: § 274, Anm. 2).

1.2.2.2 Genitiv

	Got.	<i>suniwê, handiwê, —</i>
	Ae.	<i>sunā, honda, —</i>
Belege	Afries.	<i>sunona*, honda, —</i>
	As.	<i>sunō, handō, —</i>
	Aisl.	<i>sona, fjarða, —</i>
	Urn.	<i>—</i>

Als Endung des Genitiv Plural wird traditionell uridg. **-ōm* rekonstruiert, was bei einem schwachen Casus der *u*-Stämme **-u-ōm* erwarten ließe. Davon findet sich im Germanischen allerdings keine Spur. Folgt man einem Vorschlag von Streitberg (1896: 247), liegt vielmehr die Vollstufe des Suffix vor, was zumindest einen Teil der gotischen Endung, nämlich *°iw°* erklären würde. An dieses Morph wäre dann ein Genitiv-Plural-Marker *-ē* angefügt worden, wie ihn die gotische Deklination in den meisten starken Stammklassen zeigt (Bammesberger 1990: 154); dieser ist laut Boutkan (1995: 140) direkt auf die ursprüngliche Endung des Casus bei den *i*-Stämmen zurückzuführen: uridg. **-ei-om*, was got. *-ē* ergeben hätte. Dies erklärt jedoch nicht die nord- und westgermanische Entwicklung. Diese führt Boutkan (1995: 258) auf einen weiteren Genitiv Plural zurück, diesmal den der *ō*-Stämme, urg. **-ōan* (< uridg. **-eh₂-om*), welcher später in allen Stammklassen für den Casus eingetreten sei. Auf einen Zusammenhang mit den Feminina deute auch die Verteilung im Gotischen: *-ē* bei den Masculina (und fem. *i*-Stämmen, Anm. R. St.), *-ō* dagegen bei den Feminina (1995: 140).

Neri (2003: 151 ff.) schließlich deutet die westgermanischen Endungen als analogisch: Die altenglischen und altfriesischen Endungen seien den *a*-Stämmen entnommen; as. (und ahd.) *-eo, -io* dagegen den *ja-* bzw. *i*-Stämmen. Die nordgermanischen Formen seien lautgesetzlich aus der Schwundstufe urg. **-w-ō̃ⁿ* (< idg. **-u-ōm*) hervorgegangen. Gegen die Ansätze von Krause (1971: § 107.4) und Haugen (1982: 90), **-(i)ō* bzw. nasaliertes **-ō̃*, ist demgemäß nichts einzuwenden. Von Krauses Variante **-iō* (< **-euōm*) sehe ich allerdings ab, weil diese im Gegensatz zu *-ō* (vgl. KJ 97 Björketorp *rūnō*, KJ 72 Tune *arbijanō*) nirgends belegt ist.

1.2.2.3 Dativ

	Got.	<i>sunum, handum</i> , —
	Ae.	<i>sunum, hondum</i> , —
Belege	Afries.	<i>sunon*</i> , <i>hondon</i> ³⁵ , —
	As.	<i>sunon*</i> , <i>handon</i> , —
	Aisl.	<i>sunum, fjorðum</i> , —
	Urn.	—

Zunächst ist festzuhalten, dass die vielzitierten Stentoft-Formen *°borumR* und *°gestumR* (KJ 96) nicht hierher gehören, da diese die urnordische Sprachstufe bereits hinter sich gelassen haben, wie wir in Kap. 2.1.2 sehen werden.

Auch zur Endung des Dativ Plural hat Boutkan eine eigenwillige Theorie: er geht zunächst von einer uridgermanischen Endung **-mus* aus, welche etwa im Dativ Plural der *a*-Stämme **-o-mus* vorliege. Daneben hätte sich allerdings ein ursprünglicher Instrumental uridg. **-b^hi* (> urg. **-bi(s)*, dem Dativ nachgebildet als **-mis*) verselbständigt, dessen Ansatz zwei *i*-Umlaut zeigende Dative Plural im Altenglischen fordern: das Demonstrativpronomen *þāem* und das Kardinale *twāem* ‘zwei(en)’. Je nach Stammklasse wäre sodann eines der beiden nunmehr zur Verfügung stehenden Allomorphe generalisiert worden (1995: 196 ff.). Diese Feststellung bleibt aber wenig folgenreich: im gesamten Abschnitt zur Nominalmorphologie (1995: 167–295) geht Boutkan nirgendwo von dem Allomorph **-miz* aus, sondern stets von **-muz*. Dass die Vokalqualität der Endung schwer zu entscheiden ist, zeigt der Vergleich mit Don Ringe (2006: 200), der dieselbe analogische Entwicklung nicht weniger schlüssig beschreibt, unterschieden lediglich durch den Ansatz einer Endung **-maz* statt **-muz*. Streng genommen lässt sich aus den germanischen Belegen ein **-muz* nicht rekonstruieren, während **-maz* zumindest einen (einzigen) Reflex im Kardinale aisl. *þremr* ‘drei(en)’ zeigt. Dieser Dativ Plural zeigt als einziger Casus im Paradigma *-ē-* der Wurzelsilbe, dessen offenkundige Senkung aus sonst vorherrschendem **-i-* auf Umlautwirkung von folgendem **-a-* deutet, also urg. *þri-maz* (Neri 2003: 155, Fn. 453 nach J[ón] A[xel] Harðarson). Auch in seiner Behandlung der *u*-Stämme (1995: 258) erklärt Boutkan nicht, warum er von **-muz* ausgeht.³⁶

Ich schließe mit folgenden Feststellungen:

1. strukturell vergleichbare Trisyllaba vom Typ [x̣xx] wie *HaukōþuR* oder *laþōdu* zeigen keinen Verlust eines Vokals nach unbetonter Silbe (s. o. 1.2.1.2, bes. 7);
2. die Belege *°borumR* und *°gestumR* gehören einer späteren Sprachstufe an;

³⁵ Diese Endung ergibt sich regelrecht aus **-um* durch altfriesisches Vokalgleichgewicht und die lautgesetzliche Entwicklung **-m* > *-n* in unbetonter Silbe (Boutkan 1995: 27 f., 11).

³⁶ Für Boutkans weitere Schlussfolgerungen ist dies allerdings nicht unwesentlich, betreffend etwa die Endung des Nominativ Singular (s. o. 1.2.1.1), deren Ansatz im Grunde ausschließlich auf der Vokalqualität des Dativ Plural fußt; als Argument dient ihm diese außerdem zur Herleitung desselben Casus der *a*-Stämme (durch Assimilation des Stammvokals an *-u-* der Folgesilbe Boutkan 1995: 91 ff.).

3. Es gilt das Prinzip: „Bei der Rekonstruktion urnord. Wörter werden immer die unsynkopierten Formen angesetzt.“ (Andersson 2006: 560);
woraus sich ergibt, dass ein Dativ Plural der *u*-Stämme urn. **-u-mar* bzw. **-u-miR* zu rekonstruieren ist.

1.2.2.4 Akkusativ

	Got.	<i>sununs, handuns</i> , —
	Ae.	<i>sunu, hond</i> ³⁷ , —
Belege	Afries.	<i>sun*</i> , <i>dora</i> ³⁸ , —
	As.	<i>sunī, hendi</i> ³⁹ , —
	Aisl.	<i>sunu, fjǫrðu</i> , —
	Urn.	—

Aus dem Sprachvergleich ergibt sich für diesen Casus eine urgermanische Endung **-u-nz*, deren Vorgeschichte nach Neri (2003: 148 ff.) ein bemerkenswertes *Duke of York gambit* darstellt: die reguläre urindogermanische Endung **-u-ns* sei infolge der *Lex Szemerényi*⁴⁰ zu **-ūn* geworden, das Pluralzeichen **-s* daraufhin aber analogisch restituiert worden: **-ūns*, welches schließlich durch sogenannte ‘Osthoff-Kürzung’⁴¹ wieder **-unz* ergeben hätte, wie es noch das Gotische (mit Auslautverhärtung) bezeugt, während das Westgermanische bereits den auslautenden Sibilanten wie auch den Nasal verloren hat.

Im Urnordischen ist zwar kein Akkusativ Plural (irgendeiner Stammklasse) belegt, die entsprechende Endung lässt sich von urg. **-unz* ausgehend aber schlüssig rekonstruieren: Erstens muss jedenfalls Bewahrung des Endungsnasals angenommen werden, da ungedecktes urn. **-V#* (urg. **-VN#*) später geschwunden wäre, man vergleiche die Entwicklung des Akkusativ Singular (s. o. 1.2.1.5): urg. **magun* > urn. *magu* > aisl. *mōg* (Krause 1971: §§ 14 d, 57). Gedeckter Endungsvokal (**-Vn(n/z)#*) dagegen hält sich bis ins Altisländische, vgl. Akk. Pl. *mōgu*⁴²; eine den *u*-Stämmen vergleichbare Entwicklung zeigen die einzigen vorwikingerzeitlich überlieferten Akkusative Plural, nämlich die *a*-Stämme **stabaþria** (KJ 95 Gummarp) und **kaiba** (KJ 101 Eggja), welche genau aisl. *stafa þrjá* ‘drei Stäbe’ und *keipa* ‘Dollen’ entsprechen und urn. **-an(n)*

³⁷ S. o. Fn. 34. Auslautendes *-u* nach langer Silbe könnte aber erhalten sein in *flōdu* auf dem Runenkästchen von Auzon (Ae. Gr.: § 273, Anm. 4).

³⁸ Die Formen dürften dem Nominativ Plural nachgebildet sein (Boutkan 1996: 62).

³⁹ Es sind nur mehr nach den *i*-Stämmen flektierte Formen belegt (Gallée 1891: § 328).

⁴⁰ Ein Lautgesetz, welches besagt, dass uridg. **-s* nach Resonanten und Vokal unter Ersatzdehnung des Vokals schwindet: **-VRs* > **-VR* (Fortson 2010: § 3.38).

⁴¹ Hierbei handelt es sich nicht um ein Lautgesetz, sondern eine in mehreren indogermanischen Sprachzweigen beobachtete Tendenz, phonologische Strukturen des Typs **-VRC* zu kürzen: **-VRC-* > **-VR-* (Fortson 2010: § 3.41).

⁴² Fraglich bleibt dabei, ob man wie Neri (2003: 148) Nasalisierung des vorangehenden Vokals annimmt, der somit keine Brechung der Wurzelsilbe bewirkt hätte; diese müsste dann analogischen Ursprungs sein, weshalb Krause (1971: §57) explizit formuliert: „mit oraler Aussprache“.

(< urg. *-anz) voraussetzen.

Was zweitens den auslautenden Sibilanten betrifft, lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, wann dieser geschwunden bzw. an den vorhergehenden Nasal assimiliert worden ist. Allerdings lässt sich mit Neri (2003: 149) ein relativer *terminus ante quem* bestimmen, der jedenfalls vor der Synkope von unbetontem -a- in dritter Silbe liegt: die Participia Präteriti der starken Verben auf urn. -inaR zeigen eine Entwicklung, die nach Apokope und Kontaktassimilation in der Gruppe *-nR schließlich einen Langnasal ergibt: urn. *haitinaR* > **haitinR* > aisl. *heitinn*. Da sich bereits in der Übergangszeit apokopierte und assimilierte Formen wie Eggja **skorin** (vgl. aisl. *skorinn* ‘geschoren’) zeigen, ist höchstwahrscheinlich davon auszugehen, dass *-z in der Stellung °Vn_# bereits im frühesten Urnordischen geschwunden ist. Ob man von dessen Assimilation und somit von einem Langnasal auszugehen hat, muss in völliger Ermangelung vergleichbaren Materials unentschieden bleiben. Der traditionellen Rekonstruktion ist deshalb rechtzugeben, ein Akkusativ Plural der u-Stämme auf *-un(n) anzusetzen.

1.2.2.5 Vokativ

Wie bereits oben (1.2.1.6) erwähnt, ist der Vokativ im Germanischen nur mehr im Singular erhalten. Der Synkretismus von Nominativ und Vokativ im Plural hingegen geht letztlich bis in urindogermanische Zeit zurück. Auch für das Urnordische ist eine dementsprechende Uniformität der beiden Casus anzunehmen.

1.3 Zusammenfassung

Als verlässliche Belege der urnordischen u-Stamm-Flexion haben die vorangegangenen Einzeluntersuchungen folgende Formen erwiesen:

- i. Nom. Sg. KJ 66 *HaukōþuR*, KJ 79 *waruR*;
- ii. Gen. Sg. KJ 60 *magōR*;
- iii. Dat. Sg. KJ 136 *Kunimundiu*;
- iv. Akk. Sg. KJ 75 *magu*, KJ 130 *laþōdu*.

Unsichere Kandidaten sind ferner: KJ 47 *SigaduR*, KJ 50 *hapun* und (auch und vor allem) in zeitlicher Hinsicht: KJ 67 *haukōþu* und *unaþu*. Einer linguistischen Analyse unzugänglich dürften schließlich KJ 24 ‘*asau*’ und das vielfach belegte **alu** sein. Für den Vokativ Singular, den gesamten Plural und das Neutrum musste auf eine Rekonstruktion der Flexionssuffixe zurückgegriffen werden. Zusammengenommen ergibt dies den in Tabelle 5 abgebildeten Endungssatz.

Deren Ergebnisse bestätigen im Wesentlichen die Angaben in Krauses Grammatik der ‘Sprache der urnordischen Runeninschriften’ (1971: § 107.4). Davon abweichend habe ich die Endung des Dativ Plural beurteilt, für deren Apokope ich in den urnordi-

	Singular	Plural
Nom.	-uR, neutr. *-u	*-iūR, neutr. *-ū
Gen.	-ōR	*-ō ⁽ⁿ⁾
Dat.	-iū	*-umaR/-umiR
Akk.	-u	*-un(n), neutr. *-ū
Vok.	*-u	= Nom.

Tabelle 5

schen Belegen keine Hinweise sehe (s. o. 1.2.2.3). Abzulehnen war ferner der Ansatz eines Allomorphs -ō im Singular desselben Casus, wie er von Boutkan vertreten wurde (1.2.1.4). Von den beiden bei Krause als Wahlmöglichkeiten angeführten Endungen des Genitiv Plural -ō oder *-iō habe ich mich für die erste entschieden, da diese für die Flexion der an- und ō-Stämme nachgewiesen ist (KJ 97 *rūnō*, KJ 72 *arbijanō*).

Wir finden im Urnordischen eine Nominalflexion ausschließlich äußerer Natur vor, die sich von der des Urgermanischen noch kaum, und zwar vorwiegend in phonologischer Hinsicht unterscheidet: es begegnen uns erste Monophthierungen im Schwachton (Gen. Sg. urg. *-auz > urn. -ōR), Assimilation im Auslaut (Akk. Pl. urg. *-unz > urn. -un(n)) und, wohl am schwerwiegendsten: erste Fälle von Apokope, die den Dativ Singular (urg. *-iwi > urn. iū) und Nominativ Plural (urg. *-iwiz > urn. *-iūR) betreffen; schwierig zu beurteilen ist in diesem Zusammenhang die Entwicklung des Genitiv Plural, dessen urgermanische Endung mit der Schwund- (*-wō) oder Hochstufe (*-iū) des Stammsuffix gebildet sein kann. Ist letzteres der Fall, hätten wir in drei Casus eine phonologisch bedeutsame Reduktion um eine Silbe vor uns.

Noch bedeutsamer ist aber die daraus resultierende morphologische Opakisierung des Ablautsystems: Darf man bereits für das Urgermanische Zweifel anmelden, inwiefern Vokalalternationen innerhalb der Endungssätze noch als morphologisch motiviert empfunden wurden (s. o. 0.1), muss man bezüglich der urnordischen Nominalflexion erst recht davon ausgehen, dass das ursprüngliche Stammsuffix mit dem eigentlichen Flexiv zu *einem* Morphem verschmolzen ist. Finden wir etwa den Stammvokal *u im Urgermanischen in drei Exponenten [u, au, iu], kann deren Bezug untereinander noch insofern transparent gewesen sein, als noch überall ein Phon [u], und zwar [$\pm$ silbisch], erhalten war, ganz parallel zu den Ablautstufen uridg. *u, *ou, *eu; zwar hat sich die Zahl der Exponenten im urnordischen Paradigma, nämlich [u, iu, o:], nicht vermehrt; die Endung *-ō des Genitiv Plural ist mit einem Stammbildungsmorph(em) u aber kaum mehr assoziierbar.

Dies kann als Hinweis darauf gewertet werden, dass ein gründlicher Wandel der Wortstruktur stattgefunden hat. Geht man im Urindogermanischen noch von einer dreiteiligen Minimalstruktur des Wortes aus (s. o. 0.1):

W (Wurzel) + S (Suffix) + E (Endung)

sind Wurzel bzw. Endung und Suffix im Urnordischen bereits miteinander verschmolzen:

S (Stamm) + E (Endung)

Problematisch ist hier der Begriff ‘Stamm’: Dieser bedeutet bezüglich der Grundsprache eine morphologisch segmentierbare Zweiheit (Wurzel + Suffix), während wir es nun mit einem einzelnen Morphem zu tun haben, z. B.: Nom. Sg. uridg. **suHn-ú-s* > urn. **sun-uR*, Nom. Pl. **suHn-éu-es* > **sun-iuR* usw. Anzumerken ist aber, dass die Transparenz des Stammklassensystems insofern bewahrt bleibt, als die Flexionsweise eines Substantivs weiterhin an bestimmten ‘Kennformen’ wie dem Nominativ Singular ersichtlich ist, z. B. urn. **sunuR* → Nom. Pl. **suniuR* : **fehu* → **fehū* etc.

Der Vollständigkeit halber zu erwähnen bleibt noch die typologische Klassifizierung der urnordischen Substantivflexion: Diese geschieht, wie bereits gesagt, ausschließlich durch äußere Flexion, genauer durch Suffigierung, welche nach Humboldt weiter als fusionierend kategorisiert werden kann, indem ein einzelnes Morphem mehrere grammatische Kategorien ausdrückt, z. B. *-ōR* {Gen. Sg. u}. Morphonologische Schwankungen, wie sie ab der Übergangszeit charakteristisch für das nordgermanische Flexionsystem insgesamt werden, finden wir erwartungsgemäß keine. Das Urnordische erweist sich dadurch als typischer Vertreter einer altindogermanischen Sprache und ist bezüglich seiner Nominalmorphologie etwa dem Lateinischen nicht unähnlich. Erst in der darauffolgenden Übergangszeit zum Altnordischen bilden sich charakteristisch nordgermanische Züge heraus, wie wir gleich sehen werden.

Kapitel 2

Die Übergangszeit

2.1 Einleitung

2.1.1 Begriffe

Dass nicht alle im älteren Fupark verfassten Runeninschriften notwendigerweise auch derselben Sprachstufe angehören, hat man in der Forschung bald bemerkt (Referat bei Grønvik 1998: 13 ff.). Dementsprechend war bereits vor 40 Jahren eine Unterscheidung zwischen dem ‘klassischen’ Urnordischen der Gallehus-Hörner (KJ 43) und den weniger archaischen Sprachformen der Blekinger Steine (KJ 95–98) *communis opinio*, sodass Krause bereits in der Einleitung zu seiner Grammatik (§§ 1 f.) Skepsis am Begriff ‘Urnordisch’ anmelden konnte, den er nur gleichsam widerwillig verwende, „weil er sich seit langem eingebürgert hat und weil bisher offenbar kein besserer Terminus gefunden ist.“ Die traditionelle Terminologie ‘Früh-’ und ‘Spätturnordisch’ aber operiere ebenfalls „mit unzureichenden Sprachmitteln“. Was diese Zeit umfassender sprachlicher Neuerungen zwischen urnordischer und altnordischer Periode betrifft, bereiten die Termini noch heute wie damals Schwierigkeiten. Neben dem bereits genannten ‘Spätturnordisch’ (engl. ‘late Ancient Nordic’, norw. <yngre urnordisk>) findet sich in der heutigen Diskussion eine Vielzahl von Begriffen, die ich kurz besprechen möchte.

Makaev etwa definierte das Urnordische als Sprache der ‘ältesten Runeninschriften’ vom 3. bis zum 5. Jahrhundert, der eine separate ‘Übergangsperiode’ vom 6. bis 8. Jahrhundert folge, welcher besondere Bedeutung für die Sprachgeschichte zukomme:

“The runic inscriptions of the transitional period (6th to 8th centuries) could turn out to be crucial in solving a number of problems related to the description of the linguistic and graphic evolution of runic inscriptions, as well as their spacial stratigraphy.” (1996: 10)

Ebenso spricht Antonsen (der Makaev bereits rezipiert hat) von einer ‘transitional period’, deren Texte bereits eindeutig nordgermanische Züge erkennen ließen (1975: 11 f.).

Eine direkte Kritik am Begriff ‘Späturnordisch’ kommt von Ottar Grønvik (1998: 15): eine Sprachstufe, welche das wesentliche Charakteristikum des Urnordischen, die voll erhaltenen Stammvokale, eingebüßt hätte, könne kaum als ‘Späturnordisch’, also Teil des Urnordischen, bezeichnet werden; stattdessen schlägt er den weniger missverständlichen Terminus ‘Nachurnordisch’ vor. Verwirrenderweise verwendet Grønvik selbst aber gelegentlich (z. B. 1987) norw. ‘seinurnordisk’, dann aber vermutlich im Sinne des jüngsten Urnordischen *vor* der Übergangszeit.

Andersson schließlich empfiehlt in seinem RGA-Artikel ‘Urnordische Sprache’ nach einer ausführlichen Diskussion der Terminologie (2002: 570 ff.) die Bezeichnung ‘Gemeinnordisch’ für die Sprache der Runeninschriften zwischen 500 und 800. Auch dies hat aber seine Tücken, nennt andererseits Haugen (1976: 150 ff.) den gesamten Zeitraum zwischen dem Ende der Völkerwanderungszeit und dem Ende der Wikingerzeit (ca. 550–1050) ‘Common Scandinavian’. Eine solche auf (kultur)historischen Kriterien beruhende Periodisierung scheint aber aus sprachlichgeschichtlicher Hinsicht wenig gewinnträchtig, verleitet sie doch dazu, so entfernte Phänomene wie den *a*-Umlaut auf Gallehus in dieselbe Sprachperiode zu zwängen wie die Assimilation von Nasalen an homorgane Verschlusslaute im Altnordischen (so bei Haugen 1976: 153, 155).

Eine seltsame und wenig einleuchtende Mischung aus linguistischer und kulturhistorischer Periodisierung konstruiert Birkmann (2002: 691 ff.), wobei einerseits unklar bleibt, um welche Übergangszeit es eigentlich geht (S. 691, Sp. 1):

“This change allows for the assumption of a period of transition between Ancient Nordic (AN) and the Old Nordic (ON) period following it.” – (Sp. 2:) “At any rate, late AN and ON constitute a transitional period of utmost significance to language and culture, during the course of which the Scand. languages began to divide.”

Andererseits stellt sich die Frage, inwiefern eine historisch-archäologische Definition der Wikingerzeit (z. B. anhand der Ergebnisse von Ausgrabungen in Haithabu, S. 692) mit einer Datierung der sprachlichen Umbrüche korreliert. Zumindest wird ein Zusammenhang im Text nicht hergestellt.

Überhaupt wird in der maßgeblichen skandinavischen Sprachgeschichte ‘The Nordic Languages’ (2002) recht uneinheitlich mit den Begriffen umgegangen. So werden einerseits als ‘Urnordisch’ alle Inschriften im älteren Fupark klassifiziert, wie schon am Titel von Abschnitt VIII “Ancient Nordic (1st–7th century)” abzulesen; andererseits widmet sich der folgende Abschnitt der Zeit “From Ancient Nordic to Old Nordic (from the 6th century until 1100)”. Eine Begründung für diese Überschneidung wird allerdings nicht gegeben.

In den letzten Jahren scheinen sich jedenfalls die Begriffe ‘Übergangszeit’ und ‘Übergangsinschrift(en)’ durchzusetzen und werden etwa von Barnes, Nielsen, Schulte und Syrett verwendet. Ich halte diese Termini für zweckmäßig und unverfänglich insofern,

als sie einen nur relativen Bezug auf die davorliegende bzw. nachfolgende Periode herstellen, weswegen ich mich ebenfalls für deren Verwendung entschieden habe.

2.1.2 Phonologische und phonetische Entwicklungen

Noch schwieriger als die Terminologiefage gestaltet sich der Versuch, die Begriffe ‘Übergangszeit’ und ‘Übergangsinschrift’ in sprachlicher Hinsicht zu definieren. Während Nielsen (2000: 255–265) und Schulte (2006: 365) kleine ‘Kriterienkataloge’ vor allem lautlicher Charakteristika bieten (übrigens die einzigen, die ich gefunden habe), lässt sich ein entsprechender Katalog bei Antonsen zumindest ableiten: in der seiner Edition vorangestellten Minimalgrammatik führt er sämtliche sprachlichen Entwicklungen innerhalb des Corpus gesondert nach (den von ihm angesetzten) Sprachstufen an (1975: 26 ff.); da er die Übergangsinschriften als “executed in the older fuþark but with definite N[orth]G[ermanic] traits” definiert (S. 11), kann man davon ausgehen, dass die 15 unter ‘N[orth]G[ermanic]’, ‘W[est]N[ordic]’ und ‘E[ast]N[ordic]’ rubrizierten Inschriften gleichsam sein Corpus der Übergangszeit darstellen. Tatsächlich überschneidet sich die Mehrheit mit den sonst in der Literatur gefundenen Angaben, was die Richtigkeit dieser Vorgehensweise bestätigt (s. u. 2.1.4). Schwieriger gestaltet sich die Suche bei Krause, der in seiner Grammatik (1971), trotzdem er die sprachliche Geschiedenheit des ‘Späturnordischen’ explizit anerkennt (s. o. 2.1.1), keine wie auch immer geartete Trennung zum ‘Frühurnordischen’ vornimmt. Fündig wird man aber in § 60 zur „Schwächung und Synkope in Endsilben“, der ziemlich alle in seiner Edition (1966) und Grammatik als ‘späturnordisch’ verbuchten Inschriften enthält. Darüberhinaus finden sich immer wieder verstreute Hinweise auf die sprachlichen Entwicklungen der Übergangszeit, die ich ebenfalls gesammelt habe. Das vorläufige Ergebnis dieser Sammel- und Sucharbeit ist eine Gegenüberstellung von vier ‘Katalogen’ in Tabelle 6. Diese soll folgende Zwecke erfüllen:

1. auf übersichtliche Weise die verschiedenen Ansätze sprachlicher Entwicklungen der Übergangszeit bei den genannten vier Autoren darstellen und entsprechende Beispiele anführen;
2. die Vergleichbarkeit dieser Ansätze und deren leichte Auffindbarkeit ermöglichen;
3. die einzelnen Prozesse in eine Gliederung nach Prozesstypen bringen;
4. und nicht zuletzt: aufzeigen, wie uneinig die Forschung bezüglich der Thematik ist!

Bereits ein erster Blick auf die Tabelle zeigt, dass nur wenige der Kriterien von allen vier Autoren einstimmig angeführt werden, und tatsächlich sind die wenigsten unumstritten. Einige ausführlichere Bemerkungen sind deshalb notwendig, die gleichzeitig genutzt werden sollen, die Einzelaspekte zu einer größeren Übersicht zusammenzuführen.

	Krause	Antonsen	H. F. Nielsen	Schulte	Beispiel:
1. (Partielle) Durchführung der Synkope	§§ 49, 60	EN: <i>a, e, i, u</i> WN: nur <i>a</i>	e) h) i)	2.	Stentoft -wolafr /wolfR/ < * <i>wulfar</i> , Björketorp barutr /brýtR/ < * <i>briutir</i> Stentoft sba /spā/ < * <i>spahu</i> Strøm <i>skapi</i> < * <i>skapjē</i>
2. Kürzung von Langvokalen	§§ 49, 60		h)		By <i>Hrōrēr</i> < * <i>Hrōrijar</i>
3. Kontraktionserscheinungen	§ 49			1.	Björketorp gina- ['gin:ə-] < * <i>ginnu-</i>
4. Zentralisierung des Themavokals	(§ 48.1/4)			3.	Stentoft felah° , Björketorp falah° < * <i>felh°</i>
5. Epenthese	§§ 51–53			4.	Noleby tojeķa [tø:j-] < * <i>tauǵ°</i>
6. Monophthongierung	§ 2	EN			Istaby, Stentoft, Björketorp <i>rūnār</i>
7. Urn. -ō- > -ā-		EN			
8. (Unmarkierte) Umlaute und Brechungen	§ 44.2 § 45	EN	f) g)	10. 10.	Eggja nakdan [nək-] < * <i>nakwiþ°</i> Istaby haeru- ['hjeru-] < * <i>heru-</i>
9. Verlust von #j-	§ 15	NG	a)		Årstad uŋwinaR < * <i>jung°</i>
10. Verlust von w/#_u/o	§ 16		b)		By or̥te ~ Tjurkö wurte
11. Verlust von w/_ū-		NG			Åsum ēhu < * <i>ehwū</i>
12. Verlust von -n#		EN			Gummarp staba < * <i>staban(n)</i>
13. Verlust von h/_t-	§ 23	NG			Tjurkö wurte < * <i>wurht°</i>
14. Verlust von h/_l-		EN			Stentoft wela- < * <i>wihla-</i>
15. Neutralisation /r/ ~ /R/	§ 24	EN	c)	8.	Istaby AfAtR ~ Tune after
16. Intervokalische Spirantenschwächung	§ 69.3			6.	Björketorp -daude < * <i>daupa-</i>
17. Auslautverhärtung der Mediae	§ 21.7	EN			Stentoft gaf < * <i>gab°</i> (vgl. Seeland gibu)
18. Kliseformen	(§ 100.1)		[d)]	5.	Stentoft felaheka < * <i>felhu eka</i>
19. Mutilation/Schwächung des Auxiliarverbs	§ 106.1			9.	Björketorp AR < * <i>ist</i>
20. Satzsandhi				7.	Stentoft welAdudsA statt ** <i>-duds sa</i>

Tabelle 6: Lautliche Kriterien für eine Definition der Übergangszeit.

Die Punkte 1. bis 8. lassen sich prozesstypologisch zusammenfassen als vokalischer Lautwandel, und zwar mit einer wesentlichen Trennung von Vokalen in unbetonten Silben (1.–7.) von solchen in betonten (8.). Zu unterscheiden ist außerdem quantitativer (1.–5.) von qualitativem Wandel (3.–7.). Die Überschneidung dieser beiden Wandeltypen deutet allerdings bereits an, dass eine strikte Trennung der beiden nicht immer möglich bzw. den Sprachwandelprozessen angemessen ist: So findet mit einer Vokalkürzung oft eine scheinbar gleichzeitige Schwächung statt, wobei die Belege keinen Hinweis geben, ob sequentielle Prozesse vorliegen oder ob dem Kürzungsprodukt schlicht kein entsprechendes Phonem entsprach, weswegen dieses unmittelbar einem anderen zugewiesen wurde (2., 3.). Auch eine Vokalabschwächung (3., 4.) ist kaum ohne phonetische Quantitätsreduktion denkbar, während die Epenthese (5.) sozusagen den Extremwert der Quantitäts- und damit auch der Qualitätsaddition darstellt.

Es wird sich zeigen, dass ein großer Teil der insgesamt 20 Kriterien in der einen oder anderen Weise mit umfassenderen Reduktionstendenzen zusammenhängt, welche eine fundamentale Umgestaltung von Phonologie und Morphologie mit sich bringen. Diese Tatsache hat eine gewisse Redundanz in der Darstellung zur Folge, die ich nichtsdestoweniger im Hinblick auf eine Beurteilung der einzelnen Ansätze für unumgänglich halte. Beginnen wir also mit dem weitreichendsten Umbruch der Übergangszeit, welcher dieser auch die Bezeichnung ‘Synkopezeit’ eingetragen hat.

2.1.2.1 Synkope

Synkope meint in unserem Zusammenhang den Schwund von unbetonten Mittel- und Endsilbenvokalen. (Eine Unterscheidung von der Apokope, welche ausschließlich den Ausfall eines unbetonten Vokals an der Wortgrenze meint, wird dabei in der Altgermanistik meist nicht vorgenommen.) Obwohl dieser Prozess bereits im Urnordischen einsetzt und seinen Abschluss erst in späteren Sprachstufen findet, fallen die bei weitem umfassendsten Teilvorgänge in die Übergangszeit. Im Einzelnen ist dazu folgendes zu bemerken:

Traditionell wird angenommen, dass die Synkope in Mittel- und Endsilben zu unterschiedlichen Zeitpunkten eintritt: *a* und *i* gehen früher verloren als *u*, und zwar jeweils nach langer Wurzelsilbe früher als nach kurzer, wobei bis zu zwei ‘synkopfreie’ Jahrhunderte dazwischen angesetzt werden (so von Wessén und Heusler, nach Birkmann 1995: 168, 177). Zum Beispiel schreibt Grønvik (1998: 21): „[für] die Bewahrung von *-i* und *-u* nach kurzer Wurzelsilbe [...] gibt es unumstrittene Belege noch im 9. Jahrhundert.“ Dem widersprechend setzt Birkmann den Beginn der Synkopezeit spätestens im 6. Jahrhundert, deren Ende aber schon um 700 an (1995: 177). Alle späteren scheinbar unsynkopierten Belege deutet er entweder als „Seitenformen“ der jeweiligen Casus: Rök **sunu** {Akk. Sg. masc. u} etwa bliebe als hochfrequente Form bestehen

neben *sun*, ähnlich wie später das Allomorph *aisl. syni* neben *sun* {Dat. Sg. masc. u}; oder als Formen der Dichtersprache, die einen älteren Sprachstand widerspiegle, z. B. *sitiR* {3. Sg. Präs. Ind.} ‘sitzt’ in der stabreimenden ‘Theoderichstrophe’ des Röksteins; oder als Fälle von Epenthese, z. B. Sparlösa *airikis* {Gen. Sg. masc. a} ‘*Eiríks*’, welches als *a*-Stamm einen etymologisch ‘falschen’ Stammvokal *-i-* anstelle des ererbten *-a-* zeigt (Birkmann 1995: 178 f.). Festzuhalten ist, dass sich bereits zu Beginn der Übergangszeit erste Synkopeerscheinungen zeigen, z. B. Noleby *fahi* {1. Sg. Präs. Ind.} ‘male’ (< **faihiu*).

Anders verhalten sich Vokale in der Kompositionsfuge, die zunächst noch erhalten bleiben, z. B. KJ 98 Istaby *həri-*, *həpu-*, KJ 97 Björketorp *həerama-*; zugleich zeigen sich aber auch schon erste Reduktionstendenzen: KJ 96 Stentoft *gino-*, Björketorp *gina-* (< **ginnu-*). Eine alternative Erklärung wäre, dass es sich bei diesen Vokalen um Fälle von Epenthese nach bereits durchgeführter Synkope handelt, was aber unter Annahme morphologischer Restriktionen in der Kompositionsfuge unwahrscheinlich sein dürfte (Schulte 2005: 18 f.).

Im weiteren Verlauf der Übergangszeit verstärken sich diese Synkopetendenzen: in einer späten Phase finden wir etwa die Inschriften von Eggja, Vatn und Strand, welche keinerlei Restriktionen mehr zu unterliegen scheinen, sodass der Verlust von Thema- und Fugenvokalen weitreichende Kontraktionsprozesse (s. u. 2.1.2.3) nach sich zieht, z. B. KJ 101 Eggja *na(seu)* < **nawi-*, KJ 18 Strand *nahli* < **nawi-hlewa*, KJ 68 Vatn *rhoaltR* < **hroþu-waldaR* (Birkmann 1995: 161, 184). Zuletzt bleibt der Feststellung vorzugreifen, dass die Synkope lediglich die „Endstufe der Vokalreduktion“ (Schulte 2005: 14) darstellt, als deren Zwischenstufen sich die folgenden Prozesse erweisen.

2.1.2.2 Kürzung von Langvokalen

Direkt in Verbindung mit der Synkope stehen Kürzungen unbetonter Langvokale: Analysiert man einen Langvokal als Folge zweier tautosyllabischer Kurzvokale, kann dessen Kürzung prozesstypologisch auch als ‘Synkope’ oder Verlust eines Kurzvokals beschrieben werden. Infolge der Prinzipien der Runenorthographie, die keine Quantitätsbezeichnung vorsieht, kann auf diesen einfachsten Fall [+ lang] > [+ kurz] nur deduktiv geschlossen werden, nicht jedoch aus den Belegen selbst. Häufig kommt aber auch vor, dass einem Langvokalphonem kein entsprechendes Kurzvokalphonem gegenübersteht, weswegen dieses unmittelbar einem anderen Phonem zugewiesen werden (i. d. R. dem phonetisch nächstliegenden), z. B. Stentoft *rūnōR* {Akk. Pl. fem. ō} ‘Runen’ ~ Björketorp, Istaby *rūnaR*, vgl. *aisl. rúnar* (Nielsen 2000: 96). Nimmt man den Diphthong als Sonderfall des Langvokals mit zwei qualitativ verschiedenen Elementen hinzu, ergeben sich weitere Beispiele: Noleby *fahi* {1. Sg. Präs. Ind.} ‘ich male’ (< **faihiu*). Freilich kann auch hier nicht ausgeschlossen werden, dass die ursprüngli-

che Vokalquantität durch Ersatzdehnung erhalten bleibt.

Dass Kürzung und Synkope prozessual zusammengehören, ergibt sich auch aus der Beobachtung, dass keine von beiden rein phonologisch, sondern durchaus auch von der Morphologie gesteuert scheint, wie Ottar Grønvik mehrmals (z. B. 1998: 16–26) vor allem anhand der Nominalflexion festgestellt hat: mehrere ‘Synkopeinstufen’ folgen hier offenbar dem Prinzip der Aufrechterhaltung grundlegender Flexionsstrukturen, z. B. der Singular-Plural-Opposition: **stainōR* {Nom. Pl. masc. a} ‘Steine’ wird demnach erst zu *stainar* (KJ 80 Rävsa) gekürzt, nachdem der Nominativ Singular **stainar* zu **stainR* synkopiert worden ist; die Nominative in Singular und Plural würden andernfalls zusammenfallen in *(*)stainar*, die Singular-Plural-Opposition somit aufgehoben, was einer empfindlichen Störung des Systems gleichkäme. Nach Grønvik ergeben sich deshalb drei Stufen der Synkope bzw. Kürzung (Vgl. aber die Kritik am Grønvik’schen ‘Sukzessionsschema’ von Schulte 2010: 164–168):

	Nom. Sg.	Nom. Pl.
Stufe I:	<i>*stainar</i>	<i>*stainōR</i>
Stufe II:	<i>*stainR</i>	<i>*stainōR</i>
Stufe III:	<i>*stainR</i>	<i>stainar</i>

Ein solches Prinzip kann aber auch in umgekehrter Richtung zur Anwendung kommen und dadurch wieder andere Strukturen stärken: Birkmann bringt als Beispiel die zumindest aus urnordischer Zeit stammende Homonymie des Nominativ und Akkusativ Plural der *ō*-Stämme: *(*)rūnōR* (Akk. auf KJ 96 Stentoft bezeugt) > *aisl. rúnar* (Akk. auf KJ 97 Björketorp und KJ 98 Istaby). Rein lautlich hätten die entsprechenden Kasus im Singular folgende Entwicklung durchlaufen sollen: urn. **rūnu/*rūnō* > *aisl. rún/†rúna*. Richtig heißt es aber *aisl. rún/rún*. Als *override* der phonologischen Gesetzmäßigkeiten hat sich hier die Morphologie eingeschaltet und den Geltungsbereich des Homonymieprinzips vom Plural auf den Singular erweitert (1995: 185 f.).

2.1.2.3 Kontraktionserscheinungen

Über das oben (2.1.2.2) zum ‘Phonemwechsel’ Gesagte hinausgehend muss zwischen dem Vokalsystem der unbetonten Silben und jenem der betonten unterscheiden werden, wie das Beispiel der folgenden Kontraktionsprodukte illustriert: KJ 17a. Eikeland *wīR* < *wiwar* (KJ 72 Tune) gegenüber KJ 71 By *HrōRēR* ← **HrōRīR* < **HrōRijar* legt nahe, dass es in der Übergangszeit ein Phonem /ī/ zwar in Haupt- (*wīR*), nicht aber in Nebensilben gab, weswegen das Phon [i:] dem Phonem /ē/ zugeordnet und entsprechend gesenkt wird (2005: 17 f.). Die Schreibung gibt also Aufschluss über eine Stufe der phonetischen Vokalreduktion, gleichzeitig aber auch über den Zusammenfall der Phoneme /ī/ und /ē/ in /ē/. Im Gegensatz dazu ist das Patronym (*hAeru-*)*wul^afīR* (KJ 98 Istaby) laut Schulte „ein phonetischer Sonderfall“ der Hebung von unbetontem

/ē/ im Kontext *_R#* (1998: 145); nach Nielsen beinhaltet das Nebensilbenvokalsystem zumindest der Blekinger Steine überhaupt nur mehr die Extrempositionen *ǣ*, *ī* und *ū*, *-wul^afīR* habe deshalb keine Senkung, sondern vielmehr eine Kürzung des [i:] zu /ī/ erfahren (2000: 96 ff.).

Von der reinen Vokalreduktion wie auch der Kürzung unterscheidet die Kontraktion aber, dass diese stets mehrere Silben betrifft, wobei gegebenenfalls einer oder mehrere Konsonanten schwinden, z. B. KJ 101 Eggja *na-(seu)* < **nawi-*, KJ 18 Strand *nAhli* < **nawi-hlewa*, KJ 68 Vatn *hroAldR* < **hroþu-waldaR*. Den Extrem- und Sonderfall bilden schließlich Kontraktionen über die Wortgrenze hinweg, z. B. aisl. *nǫkkurr/nakkvarr* ‘irgendein(er)’ < **ni wait-ek(a) hwarjaz* ‘ich weiß nicht, we(lche)r’. Entstanden sind diese aus hochfrequenten Sprachelementen, welche besonders zur ‘Verschleifung’ in Allegro- und Prestosprechweise neigen (Schulte 2010: 176). Auch für die Übergangszeit sind ähnliche allegrophonologische Prozesse, wenn auch nur in geringerem Maße, nachweisbar (vgl. 2.1.2.5, 2.1.2.15, 2.1.2.17, 2.1.2.20).

2.1.2.4 Zentralisierung des Themavokals

Das bereits genannte Patronym *HrōRēR* kann auch als Beispiel für die Tendenz zur Zentralisierung von Nebensilbenvokalen gelten: das vorläufige Kontraktionsprodukt [i(:)] (< **-ija-*) stellt einen Extremwert innerhalb des Vokaldreiecks dar in Hinblick auf die distinktiven Merkmale [+ vorne], [+ hoch]. Durch die Senkung zu *-ē-* wird das Merkmal [+ hoch] neutralisiert und der Vokal somit auf der vertikalen Achse zentralisiert. Die sukzessive fortschreitende Zentralisierung erzeugt schließlich einen ‘Vokal ohne Eigenschaften’: das merkmallose Schwa. Fassen kann man diese allmähliche Schwächung anhand von Schreibungsvarianten, die vermutlich verschiedene Stadien der Reduktion wiedergeben sollen: zum Beispiel bezeichnen zwei verschiedenen Grapheme einen urprünglichen Fugenvokal **-u-* in den Formen KJ 96 Stentoft **gino-ronoR** und KJ 97 Björketorp **gina-runar** (beide < urg. **ginnu-*); dieser sei zuerst zu [o] gesenkt (**gino-**) und dann zentralisiert und entfärbt worden zu [ə], hier geschrieben mit der (*j*)*āra*-Rune * <A> als einer der „idealtypischen Graphemzuweisungen für stark geschwächte und zentralisierte Vokale“ (Schulte 1998: 123–129, 139).⁴³ Die Zentralisierung steht somit nur einen Schritt vor der „Endstufe der Vokalreduktion“ (2005: 14), der Synkope: in dem bewussten Vorderglied **ginnu-* wird diese in späterer Zeit vollständig durchgeführt, vgl. aisl. *ginn-regin*, *-heilagr*, *-viti* (zur Wortsippe s. 1998: 124; zu den Formen auch Syrett 1994: 77 f.).

⁴³ Ähnlich schon Krause (1971: § 48.4): „mit ungenauer Schreibung **ginoronoR** für *ginurūnōR* [...] und mit weiterer Schwächung des Fugenvokals *gina-rūnar*“.

2.1.2.5 Anaptyxe

Nach Birkmann hängen auch die zahlreichen Anaptyxen der Übergangsinschriften direkt mit der Tendenz zur Vokalreduktion zusammen: Jene treten offenbar zeitgleich mit den ersten Synkopeerscheinungen gehäuft auf, was die Existenz anderer zentraler Vokalphone anzeige, welche aus Vollvokalen reduziert worden seien. Die Schreiber hätten sich bei der lautlichen Analyse der geplanten Inschrift von diesen Reduktionsvokalen verunsichern lassen; beim langsamen Vorsagen des Textes hätten sich in phonetisch natürlichen Kontexten Epenthesen ergeben und in die Graphie eingeschlichen (s. Birkmann 1995: 165 f. mit einer vollständigen Sammlung von „Svarabhakti-Graphemen“ sowie 183 f.). Tatsächlich unterstützt die Chronologie diese Annahme: treten vor dem 6. Jahrhundert kaum Sprossvokale noch Vokalverluste auf, zeigt die späte Übergangsinschrift KJ 101 Eggja einerseits eine vollständige Durchführung der Synkope, andererseits aber auch keinen einzigen Sprossvokal (Krause 1971: § 52). Die Anaptyxe erweist sich damit als definierendes Merkmal der Übergangszeit!

Ähnlich wie Birkmann analysiert übrigens auch Schulte Svarabhaktischreibungen als Hinweise auf eine Phase der Vokalabschwächung, „in der unbetonte Themavokale bereits ein Schattendasein als neutrale Schwavarietäten führen, wo andererseits aber die maximale Reduktion oder Synkope noch nicht in vollem Umfange durchgeführt ist“ (2005: 16). Im Gegensatz zu Birkmann geht er allerdings davon aus, dass die Epenthesen vielmehr Ergebnis einer Allegro- oder Prestosprechweise sei. Festzustellen ist jedenfalls, dass es sich um rein phonetische Vorgänge handelt und die Sprossvokale in der weiteren Sprachentwicklung nicht phonologisiert werden, vgl. KJ 97 Björketorp **barutr** > aisl. *brýtr* {3. Sg. Präs. Ind.} ‘bricht’.

2.1.2.6 Monophthongierung

Im Gegensatz zu den bisher genannten Prozesstypen betrifft die Monophthongierung i. d. R. ausschließlich die Qualität von Vokalphonemen. Anschließend an die obige Analyse von Diphthongen als tautosyllabische Folge zweier verschiedenartiger Vokale (2.1.2.2) können wir jene auch als Kontaktassimilation beschreiben. Innerhalb der Übergangsinschriften zeigen sich einige Schreibungen, welche eine derartige Monophthongierung ursprünglicher Diphthonge zu bezeichnen scheinen. Insbesondere in der auf den Blekinger Steinen von Stentofen und Björketorp parallel überlieferten ‘Fluchformel’ finden wir eine auffällige Opposition zwischen monographischen und digraphischen Schreibungen (Tabelle 7).

Während Antonsen diese Belege aufgegriffen und eine frühe Sonderentwicklung des Ostnordischen in Gestalt einer bereits voll phonemisierten Monophthongierung postuliert hat (Antonsen 1975: 27, A 119/120), äußern sich die meisten Forscher vorsichtig, ablehnend oder gar nicht zu dieser Frage. Ganz uneinheitlich hat sich Krause

KJ 96 Stentoften:	hider- -dud -lAsAR hedera bAriutip	KJ 97 Björketorp	hAidr- -dAude -lAusR hAiderA bArutr	Urg.	<i>*haid°</i> <i>*daup°</i> <i>*laus°</i> <i>*hidran</i> <i>*briut°</i>
-------------------	---	------------------	--	------	---

Tabelle 7

geäußert: er beurteilt **hider-** als „ungenauere Schreibung“ (1971: § 56.3), bezeichnet **-dud** als „verstümmelt“ (§ 48.1) und emendiert **-lAsAR** in seiner Grammatik (1971) stets als *la(u)sar*! Andererseits transkribiert er **bArutr** als monophthongisches *brȳtr* und fügt der Diskussion durch seine Deutung des Nolebysteins (KJ 67) zwei weitere Beispiele hinzu: **tojeḱa** < **tauḱ°* und **hakupō** (?) < **hauḱ°* (s. o. [ii.](#)). Auch Michael Schulte kommt in seiner Analyse (2005: 14 f.) der unterschiedlichen Graphien zu keinem rechten Ergebnis und konstatiert schließlich „ein auffälliges Erklärungsdefizit“.

Tatsächlich zeichnet die graphische Variation auf den beiden Blekinger Steinen ein verwirrendes Bild. Ordnet man die verschiedenen Schreibungen, ergeben sich fünf graphische Kategorien: Zum einen finden wir fünf digraphische Schreibungen, und zwar

1. vier etymologisch motivierte Schreibungen: **hAidr-**, **-dAude**, **-lAusR**, **bAriutip**;
2. eine umgekehrte Schreibung: **hAiderA**;

daneben stehen wiederum fünf monographische Schreibungen, nämlich einerseits

3. eine etymologisch motivierte Schreibung: **hedera**

und andererseits vier Schreibungen, welche jeweils einen der Bestandteile des Digraphen zeigen, mit denen die ihnen entsprechenden Kognate notiert sind. Diese unterscheiden sich dahingehend, welches von dessen beiden Graphemen sie verwenden:

4. mit dem ersten Bestandteil: **-lAsAR** (~ **-lAusR**);
5. mit dem jeweils zweiten Bestandteil: **hider-** (~ **hAidr-**), **-dud** (~ **-dAude**); **bArutr** (~ **bAriutip**).

Den ‘ungenauen’ und ‘verstümmelten’ Schreibungen von Krause scheint mir zumindest die letzte Kategorie zu widersprechen: man könnte diese eher als Unsicherheit betreffend die Qualität eines aus der Monophthongierung im Allegrostil bzw. der Alltagssprache erwachsenen neuen Phon(em)s interpretieren, wobei dem Schreiber gleichzeitig noch der konservativere diphthongische Sprachstand der Lentophonologie bekannt, die Entsprechung von neuem Monophthong und ursprünglichem Diphthong also bewusst war. Hinsichtlich dieser Gruppe unterscheiden sich Björketorp und Stentoftens womöglich eher stilistisch als chronologisch, wie Michael Schulte (2010: 171, 174, 180) auch in Bezug auf andere Parameter festgestellt hat (vgl. [2.1.2.3](#), [2.1.2.5](#), [2.1.2.15](#), [2.1.2.17](#), [2.1.2.20](#)).

Sieht man von den etymologisch ‘richtigen’ Schreibungen und der offenkundigen Hyperkorrektur **hAiderA** ab, bleibt der irritierende Befund von **bArutr**. Dieses ist schon

wegen der auf Björketorp ganz alleinstehenden monographischen Schreibung von den restlichen Beispielen zu trennen: es handelt sich bei dem Wurzelvokal <u> nämlich nicht um ein Produkt unkonditionierter Monophthongierung, sondern vielmehr eines Umlautprozesses: der zugrundeliegende Diphthong *-iu-* (so auf Sten-toften: **bAriutiþ**) wird durch das *i* der Folgesilbe zu [y:] umgelautet. Allerdings wird auch der Langvokal /ū/ durch *i*-Umlaut zu [y:]. Einem [y:] entsprechen also zwei potentielle Ausgangsphoneme, was nahelegt, dass die Notation <u> nicht den phonetischen Wert des Umlautprodukts wiedergibt, sondern den des potentiell zugrundeliegenden Phonems /ū/. Das Graphem <u> wird hier zum Lückenbüßer des mit der Phonemisierung des Umlauts defizitär gewordenen Runenalphabets: einem neuen *Phonem* /ȳ/ steht kein entsprechendes *Graphem* zur Verfügung, es wird also schlicht das Graphem eines der beiden etymologisch zugrundeliegenden Phoneme weiterbenutzt: ein Spezialfall sogenannter ‘Schreibungskonstanz’ (Schulte 2005: 20 ff.).

2.1.2.7 Urn. ð̄ > ð̃

Eine lautliche Entwicklung $\bar{o} > \bar{a}$ in unbetonter Silbe liegt nach Antonsen in vier von fünf Inschriften seines ‘ostnordischen’ Corpus vor. Zugrunde liegen diesem Ansatz mehrere Flexionsendungen, die alle auf urn. *-ō-* zurückgehen und an. *-a-* ergeben, was als *communis opinio* gelten darf. Antonsen rechnet aber mit einer zusätzlichen Zwischenstufe (*-ō-* >) **-ā-* (> *-a-*), deren Ansatz freilich weniger anerkannt ist. Zur Illustration werde ich die Belege in Antonsens eigener Transliteration vorstellen:

1. Eine Endung *-āR* liege vor in:

- (a) {Akk. Pl. fem. $\bar{o}$ }: A 120 Björketorp, A 117 Istaby **runAz**, A 119 Sten-toften **-ronoz**, Istaby **þAiAz**;
- (b) {Nom. Pl. masc. *a*}: A 121 Räv-sal **stAinAz**;

2. eine Endung *-ā* in:

- (a) {Gen. Pl. fem. $\bar{o}$ }: Björketorp, Sten-toften **runo**;
- (b) {Nom. Sg. fem. $\bar{o}n$ }: Björketorp **-þArAbA**.

Wie man sieht, zeigt das postulierte **-ā-* nirgends einen direkten Reflex. Dies ist nicht verwunderlich, kennzeichnet die Runenorthographie doch grundsätzlich keine Längen. Festhalten lässt sich aber, dass zwei verschiedene Grapheme vorliegen: **o** (Sten-toften, Björketorp) und **A** (Istaby, Räv-sal, Björketorp). Mit Rücksicht auf die bewusste Entwicklung *-ð̄-* > *-ð̃-* scheint es mir nicht abwegig, diesen Befund schlicht als deren Ausgangs- (**o**) und Endpunkt (**A**) zu deuten; ich halte zwar für immerhin denkbar, dass im Falle der **A**-Schreibungen tatsächlich **-ā-* vorliegt. Freilich legt das Wesen der Vokalreduktion eher nahe, dass mit einer quantitativen Reduktion (Zentralisierung $\bar{o} > \bar{a}$) gleichzeitig eine qualitative (Kürzung $\bar{a} \rightarrow a$) erfolgt. Angesichts des Trägheitsmomentes der Schrift ist ebenfalls denkbar, dass ein Graphem **o** noch immer etymologisches

$\bar{o}$ bezeichnete, als dieses schon zu einem Zentralvokal geworden war. Dies ist aber aus zwei Gründen ganz unwahrscheinlich: Erstens standen für die Wiedergabe eines relativ zentralen Vokals *a* sicherlich passendere Grapheme zur Verfügung, nämlich **a** und **A**. Zweitens bezeichnet **o** auf den Blekinger Steinen, von den genannten Beispielen abgesehen, nach Antonsens eigenen Lesungen entweder *o* (Stentoft **borumz**), *u* (Gummarp **-wolaFa** = *wul^afa*, Stentoft **wolaFR** = *wul^afz*, Björketorp **ronu** = *runū*) oder Sprossvokal (Stentoft **gino-** = *ginn^a-*); letzteres dürfte aber kaum zutreffen, s. o. 2.1.2.1, 2.1.2.4. Zusammenfassend steht fest, dass nach Antonsen selbst das Graphem **o** im Wesentlichen hintere runde Vokale bezeichnet. Antonsen unternimmt aber keinerlei Versuch, die Unstimmigkeiten aufzulösen, ignoriert die Verschiedenheit der Schreibungen also schlicht, was besonders bedenklich stimmt angesichts seiner Maxime “Every spelling can be explained as well-founded synchronically in view of the phonological developments which have disrupted the phonologic-orthographic fit” (1975: 14). In Ermangelung einer Beleggrundlage muss der Lautwandel urn. $\bar{o} > \bar{a}$ in unbetonter Silbe letztlich hypothetisch bleiben.

2.1.2.8 Umlaut und Brechung

Die morphologischen Prozesse des *i/j*- und *u*-Umlauts sowie der *a*- und *u*-Brechung erzeugen im Vokalsystem der Haupttonsilben eine Reihe neuer Phoneme, für deren schriftliche Wiedergabe das ältere Fupark keine Handhabe bietet. Dementsprechend zeigt die Runenorthographie vor allem ‘Schreibungskonstanz’: was etwa den *i/j*-Umlaut betrifft, werden die neuen ‘Sekundärvokale’ durchwegs nicht schriftlich gekennzeichnet, und zwar auch nicht in solchen Fällen, welche aufgrund der Synkope des Umlauttriggers bereits Phonemstatus des Umlautprodukts voraussetzen, z. B. KJ 101 Eggja **manR** < **manniR* (vgl. aisl. *menn* ‘Männer’). Das einzige vermeintliche Gegenbeispiel einer Umlautschreibung KJ 96 Stentoft **gestumR** ist äußerst umstritten⁴⁴ und widerspricht dem Usus späterer Umlautschreibungen mit Digraphen (Schulte 2005: 21 f. mit einer Sammlung schreibungskonstanter Umlautformen).

Einen Sonderfall stellt KJ 97 Björketorp **baRutr** dar: mit den beschränkten Mitteln des Runenalphabets wird der Zusammenfall der beiden Phoneme / $\bar{u}$ / und /*iu*/ im Umlautprodukt / $\bar{y}$ / bezeichnet, hier durch den graphischen Signifikanten des Phonems / $\bar{u}$ / (s. o. 2.1.2.6). Wenn auch nicht der phonetische Wert des Vokals, so wird zumindest dessen monophthongische Qualität gegenüber dem ursprünglichen Diphthong /*iu*/ also sehr wohl festgehalten. Die Formulierung Krauses, das Umlautprodukt $\bar{y}$ sei hier „graphisch noch nicht bezeichnet“ (1971: § 44.2 b) ist insofern irreführend, als keine unmittelbar ‘etymologische’ Notation vorliegt, welche sich ja an der digraphischen Schreibung **baRiutiþ** (Stentoft) orientieren müsste. Aus demselben Grund scheint mir

⁴⁴ zu einer Diskussion der verschiedenen Deutungen s. Birkmann 1995: 125–141.

auch der von Schulte verwendete Begriff ‘Schreibungskonstanz’ für diesen Fall nicht wirklich angemessen.

Inwiefern die Übergangsinschriften bereits Brechungen kennzeichnen, herrscht wenig Einigkeit: zwar gilt unbestritten, dass die übereinstimmende Digraphie **Ae** in den Namensvordergliedern Björketorp **hAerAMA-** und KJ 98 Istaby **hAeru-** in irgendeiner Form mit einer Brechung durch den Stammvokal *a* bzw. *u* zusammenhängt; was der Digraph aber genau bezeichnet, ist die *crux*. Krause etwa hat die Meinung vertreten, **hAerAMA-** werde wohl „kaum bereits die eigentliche Brechung von *e* über *ea* zu *ja* vorstellen“, vielmehr stelle sie gegenüber Stentoftens **herAMA-** „mit noch gut frühurnordischem Lautstand [...] eine frühe Übergangslautung in recht unbeholfener Schreibung“ dar und gebe etwa ‘æð’ wieder. Auch **hAeru-** könne nicht das Endergebnis der Brechung (vgl. aisl. *hjorr* ‘Schwert’) darstellen, es sei aber vorstellbar, dass die Brechung von betontem *e* vor *a* oder *u* zunächst uniform vor sich gegangen sei und jedenfalls *ja* ergeben hätte. Erst sekundär sei der Vollvokal *a* durch das folgende *u* zu *ø* umgelautet worden (1971: § 45). Ähnlich urteilt Nielsen (2000: 109) mit dem Hinweis auf Eggja (**nA**)**seu**, “the new fractured diphthongs in the Blekinge forms had not yet become rising”; dies geht ebenfalls auf Krause (1966: 229) zurück, der in Hinblick auf aisl. *sjór* ‘Meer’ meinte: „Dem steigenden Diphthong *ió* des literarischen Altnordischen entspricht ein offenbar noch fallender Diphthong **eu**“. Nichtsdestoweniger bleibt die Tatsache bestehen, dass es sich um völlig verschiedene Schreibungen handelt: **eu** gegenüber **Ae**. Außerdem gebe ich zu bedenken, dass auch die **e**-Rune **ᛞ** auf Stentoftens und Björketorp einen Halbvokal bezeichnen könnte: **ArAgeu**, was Schulte (2005: 16, Fn. 4; 21) als /ærgju(:)/ liest (vgl. 2.1.3), während die **A**-Rune ursprünglich ohnehin [j] bezeichnet.

Entsprechend hat schon Antonsen (1975: § 4.10) bezüglich **hAerAMA-** und **hAeru-** festgestellt: “the *āra*-rune continues its original value /j/ in noninitial position” und auf diese Verwendung von * in **tojeṛka** (KJ 67 Noleby) hingewiesen. Dies hält auch Schulte (2005: 15 f.) fest: „wie [...] **tojeṛka** zeigt, kann der Lautwert [j] im Inlaut auch in der Übergangszeit graphematisch mit der *jāra*-Rune realisiert werden.“

An dieser Stelle sehe ich mich veranlasst, das Problem der (*j*)*āra*-Rune innerhalb der Runologie der Übergangszeit näher zu beleuchten. Tatsächlich werden nämlich die runographischen Gegebenheiten in der Diskussion um den Lautwert dieses Graphems meist vereinfacht dargestellt. Selten wird etwa erwähnt, dass in **hAerAMA-** und **hAeru-** zwei verschiedene Formen der ‘A-Rune’ vorliegen, und zwar * auf Björketorp, aber ᛦ auf dem Istabystein. Beides wird als **A** transliteriert, was nicht dem Prinzip der Eindeutigkeit entspricht. Relevant ist dies insofern, als die beiden Runenformen durchaus verschiedene Entwicklungen zeigen. Die ältesten Belege der Variante ᛦ etwa finden wir auf dem Lanzenschaft von Kragehul (KJ 27): dort erscheint diese zweimal, und zwar

jeweils in intervokalischem Kontext, weshalb sie schon aus phonotaktischen Gründen einen Glide bezeichnen dürfte; nur einmal kommt sie auf der Schnalle von Charnay (KJ 6) innerhalb eines unvollständigen Fußark vor, sodass ihr Lautwert nicht bestimmt werden kann; die unmittelbaren Vorformen dieser Rune aber bezeichnen ebenso entweder [j] (KJ 166 Fibel A von Bezenye) oder sind hinsichtlich ihres Lautwerts nicht deutbar (KJ 8 Spange von Beuchte, KJ 5 Säule von Breza, KJ 100 Krogsta). Die Verwendung als Vokal dagegen tritt zum ersten Mal überhaupt auf dem Istabystein zutage (Birkmann 1995: 17; 150). Die Schriftgeschichte spricht also keinesfalls gegen, sondern jedenfalls für die dortige Verwendung als [j].

Es stellt sich bei mir der Verdacht ein, dass schon mit der Entscheidung, die Rune als Vokalgraphem A zu transliterieren, eine Entscheidung bezüglich ihres Signifikats getroffen wurde. Letztlich steht aber die gängige Argumentation, der Schwund von anlautendem *j*- bedinge einen sofortigen und kategorischen Wandel der Verwendungsweise der alten *j*-Rune, auf wackligen Füßen (s. weiter 2.1.3). Ich schließe mit der zusammenfassenden Bemerkung, dass sich aus den verschiedenen auf Übergangsinschriften gefundenen Schreibungen durchaus bereits ausgeprägte Umlaut- und Brechungserscheinungen ablesen lassen.

Die nächste Gruppe (9.–14.) beinhaltet Schwundvorgänge, die verschiedene Nichtvokale betreffen, angeordnet gemäß deren Sonoritätsgrad: zunächst der Verlust von Halbvokalen im Wortanlaut (9., 10.), dann von Nasal im Wortauslaut (12.) und schließlich des Hauchlauts im Wortinlaut (13., 14.). Abzulehnen ist der Ansatz eines Verlustes von *-w-* der Mittelsilbe, wie sich herausstellen wird (11.).

2.1.2.9 Verlust von #*j*-

Der Schwund von anlautendem *j* ist zweifellos eine der am wenigsten umstrittenen lautlichen Entwicklungen hin zum Altnordischen, sodass er in der Literatur oft gar nicht explizit genannt wird (während er implizit meist vorauszusetzen ist) oder nur im graphologischen Zusammenhang Erwähnung findet (z. B. bei Schulte 2006). Umso bemerkenswerter ist, dass kaum jemals Belege in die Diskussion gebracht werden. Vielmehr wird der Ansatz des Schwundes durch die Tatsache begründet, dass die späte Entwicklungsform der *jāra*-Rune * in älterer Zeit nur als [j], ab der Übergangszeit aber (auch) als Vokalzeichen verwendet wird. Beispielsweise schreibt Birkmann:

„Die Verwendungsweise von * für /A/ beweist, daß *j*- im Anlaut bereits geschwunden sein muß (*jara* > ArA)“ (1995: 92)

„... ihre Verwendung für /a/ hier [Stentofen; Anm. R. St.] wie in allen späteren Inschriften ist ein klarer Beweis für den Schwund von *j*- im Anlaut, konkret auch im Runennamen *jara* > *ara*.“ (1995: 148)

Streng genommen sind diese Aussagen äußerst fragwürdig, weil Birkmann erstens mit dem Begriff ‘Beweis’ allzu freizügig umgeht: es liegt vielmehr ein wenn auch bedeutsamer Hinweis vor; zusätzlich aber irreführend, weil die achtlose Schreibweise und Formulierung („konkret auch im Runennamen“) zweitens nahelegt, es handle sich bei „jara“, „ara“ oder „ArA“ um tatsächliche Belege, was nicht der Fall ist. Dieselbe gängige Argumentation findet man auch bei Nielsen (2000: 256 f.):

“One of the most striking early Norse innovations in relation to Early Runic is the loss of initial *j*-, which is evidenced by the use of the old **jāra*-rune as a letter denoting non-nasalized *a* (A), cf. ON *ár*.”

Beispiel gibt aber auch er keines (von rein illustrativem aisl. *ár* abgesehen). Tatsächlich scheint, wenn überhaupt, nur eine einzige Inschrift im älteren Fupark den Verlust zu belegen: KJ 58 Årstad. Krause (1966: 130 ff.) hat Z. III dieser Inschrift als **uṇwinaR** (< urg. **junga-winaiz*) {Gen. Sg. masc. i} gelesen, was wörtlich ‘des jungen Freundes’ bedeute, aber hier wohl ähnlich wie das Kognat ahd. *Junguin* einen Personennamen darstelle. Neben dem vermeintlichen Schwund des #*j*- nennt Krause die Synkope des Fugenvokals -*a*- als Kriterium seiner Datierung auf die Mitte des 6. Jahrhunderts. Im Gegensatz dazu hat Antonsen (1975: 34) die Inschrift auf 300 datiert und die bewusste Z. III völlig anders gelesen: **ekwinai**, d. i. *ek* ‘ich’ *winē* {Dat. Sg. fem. i} ‘der Freundin’, wobei die **k**-Rune gegenüber der ‘Normalform’ < um 90° gedreht sei: √. Zumindest die Photographie in KJ (II, Taf. 25) scheint mir hinsichtlich Rune 2 eher Krause rechtzugeben („technisch nicht sehr wohl gelungener Kreis“, das wäre √ < ṇ >; 1966: 131), während Rune 1 ebenso gut ṽ wie Ṽ sein könnte. Vor Allem die sehr undeutliche letzte Rune kann mangels Autopsie überhaupt nicht beurteilt werden. Letztlich muss also offen bleiben, welche Lesung zu bevorzugen ist. Obwohl ich den Verlust von #*j*- in der Übergangszeit nichtsdestoweniger für höchstwahrscheinlich halte, finde ich gleichzeitig angebracht darauf hinzuweisen, dass wir diesen Verlust nur anhand graphologischer Indizien erschließen, nicht aber belegen können.

2.1.2.10 Verlust von #*w*/_*u*/*o*

Anders verhält es sich mit dem Verlust von anlautendem *w* vor hinteren gerundeten Vokalen. Nach Krause (1971: § 16) hat der Lautwandel direkt nach der Brakteatenzeit eingesetzt, der noch Belege wie KJ 136 Tjurkö **wurte** (s. o. i.) angehören, zeigt sich aber auch danach noch uneinheitlich. Die Übergangsinschriften zeigen einerseits *w*-Formen auf den Blekinger Steinen: KJ 95 Gummarp **-wolaFa**, KJ 96 Stentoft **-wolaFR**, KJ 98 Istaby **-wulaFR** etc.; *w*-lose Formen andererseits auf KJ 101 Eggja **-urki**, KJ 67 Noleby **unapou** und KJ 71 By **orte**⁴⁵ (vgl. Nielsen 2000: 257). Allerdings liegt die Annahme

⁴⁵ Antonsen (1975: 80) liest im Gegenteil **worte** aus einem Syntagma **hrozeworte** ‘für H. machte’, mit der **w**-Rune ṽ; eher als *communis opinio* kann aber die Lesung mit Ṛ (**R**) von Krause (1971: 158–162) gelten:

nahe, dass die Blekinger Formen als Namen(hinterglieder), welche noch dazu verschriftet vorlagen, besonders resistent gegen phonologischen Wandel gewesen sein könnten. Es spricht letztlich nichts gegen den Ansatz eines übergangszeitlichen Verlustes von *w/#_u/o*.

2.1.2.11 Verlust von *w/-_ū-*

Der Ansatz eines Schwundes von *w* vor *ū* in mittlerer Silbe findet sich lediglich bei Antonsen, der KJ 131 Åsum **ēhu** (< **ehwū*) als {Nom. Sg. fem. *wō*} ‘Stute’ deutet. Zwar scheint Antonsen selbst nicht recht an diese Lesung zu glauben und erwägt bloße “omission [sic!] of the *w* in the bind-rune” (1975: 78); nichtsdestoweniger bietet innerhalb der Rubrik ‘N[orth]G[ermanic]’ diese Inschrift das einzige Beispiel für den auf S. 26 angesetzten “loss of medial */*w*/ before /*ū*/”; es handelt sich also um ein *ad hoc*-Lautgesetz, bei dem nicht einmal der Urheber selber sicher ist, ob es *hoc* gibt. Krause (1971: § 58.10) liest dagegen übrigens **ēhe**, d. i. *ehē* {Dat. Sg. masc. a} ‘Pferd’. Ohne einer der Lesungen den Vorzug zu geben, kann dieser Ansatz in Ermangelung eines aussagekräftigen Belegs getrost fallengelassen werden.

2.1.2.12 Verlust von *-n#*

Auch hier ist die Beleglage spärlich, als einziges Beispiel enthält Antonsens ‘ostnordisches’ Corpus die Nominalphrase KJ 95 Gummarp **stabaþria** {Akk. Pl. masc. a} ‘drei Stäbe’ (1975: 83), deren Deutung aber *communis opinio* ist. Auch aus sprachhistorischer Sicht spricht nichts gegen eine Entwicklung (urg. *-*anz* >) urn. *-*an(n)* > -*a* (vgl. 1.2.2.4). Antonsens Ansatz einer langvokalischen Endung Akk. Pl. -*ā*, die analogisch dem Nominativ Plural nachgebildet wäre (1975: 83), beachtet jedoch nicht die unterschiedlichen *a*-Schreibungen **staba** : **þria**, die (so sie nicht völlig zufällig sind) mir eher Quantität als Nasalität zu bezeichnen scheinen: letztere stünde ja beiden Wörtern zu, während die späteren aisl. *stafa* und *þrjá* quantitativ verschiedene Endungen zeigen. Abgesehen von der Parallele zu dem (ausschließlich) von Antonsen angesetzten {Nom. Pl. masc. a} auf-*āz* (s. o. 2.1.2.7) gibt es keinerlei Notwendigkeit, hier einen Langvokal anzusetzen. Trotzdem bleibt der Verlust von auslautendem *-n* in der Übergangszeit gültig.

2.1.2.13 Verlust von *h/-_t-*

Der Verlust von *h* in dem Cluster urn. -*ht-* ist gut belegt auf KJ 136 Tjurkö (**wurte**) und KJ 71 By (**orþe**), beide {3. Sg. Prät. Ind.} ‘machte’; weniger sicher in der 1. Sg. *worta* auf der Fibel von Etelhem, so gelesen von Antonsen (1975: 80) und Krause (1971: 39 f.);

hroreRorte ‘H machte’, also mit Schwund des *w-*.

dieser erwägt jedoch mit Hinweis auf bibelgot. *waurhta* ostgermanischen Sprachstand. Dem gegenüber steht das wesentlich altertümlichere **worahto** (KJ 72 Tune, um 400), worin der Cluster **-rht-* durch die Anaptyxe (*wor^ahtō*) ebenfalls teilweise aufgelöst erscheint.

2.1.2.14 Verlust von *h/-_l-*

Auch hier entwirft Antonsen ein *ad hoc*-Lautgesetz. Anlass dafür ist KJ 97 Björketorp **welAdAude** bzw. 96 Stentofen **welAduds**, nach Antonsen (1975: 85 f.) aus urg. **wihla-*. Nach Krause (1971: § 38) liegt vielmehr das einzige urnordisch belegte Beispiel von germanischem *ē²* vor.

Bei den folgenden Lautwandeln (15.–17.) handelt es sich im weiteren Sinne um Konsonanten betreffende assimilatorische Vorgänge, welche zum Teil erste Anzeichen später zu Ende geführter Neutralisationsprozesse geben (15., 16.), während der Sonderfall der Auslautverhärtung (im Sinne einer Assimilation an das stimmlose Element Wortauslaut) nur begrenzt wirksam wird (17.).

2.1.2.15 Neutralisation */r/ ~ /R/*

„[I]nnovative Rhotazismusformen“ (Schulte 2006: 365) wie KJ 97 Istaby **AfAtR** (< **aftro-*, vgl. KJ 72 Tune **after**) scheinen darauf hinzudeuten, dass der spätere Zusammenfall der Phoneme */r/* und */R/* wenigstens zum Teil schon in der Übergangszeit vorweggenommen wird. Etwa hat Antonsen (1975: § 5.6) bemerkt, dass im ‘Ostnordischen’ beide Phoneme nach Apikal phonetisch in einem apikalen Trill zusammenzufallen scheinen, was umgekehrte Schreibungen wie **AfAtR** und KJ 97 Björketorp **hAidR-** (< **haidra-*) bestätigen sollen. Ebenso weist der Befund epenthetischer Vorderzungenvokale in demselben Kontext, nämlich KJ 96 Stentofen **hed^erA** und Björketorp **hAid^erA** (beide < urg. **hidran*) sowie Stentofen **hid^eR-** (gegenüber **gin^ArunAR**) auf eine solche apikale Aussprache von */r/* und */R/*. Allerdings setzt **hid^eR-/hAidR-** nach Krause eher einen *s*-Stamm urg. **haiðiz* voraus und stellt somit gerade keine umgekehrte Schreibung dar (Krause 1966: 215; so auch Schulte 2010: 170). Übrig bleibt als einziges Beispiel **AfAtR**, was Schulte aber als Allegroform deutet; in schwachtoniger Stellung, die für ein hochfrequentes Funktionswort typisch sei, habe dieses die spätere reguläre Entwicklung vorweggenommen. Dementsprechend rechnet er mit einem *terminus ante quem* um 600 für die Entwicklung des stimmhaften Sibilanten urg. **z* zu einem Trill (2010: 170, 180). Ein weiteres Indiz liefert das bei Jordanes (*Getica* 59, 10) überlieferte germanische Ethnonym lat. *fervir* (urg. **-ijiz*), aufgrund dessen Krause (1971: § 24) erwogen hat, dass *R* schon um 550 als *r*-Laut gesprochen wurde (so auch Andersson 2006: 297). Wenig plausibel erscheint mir seine weitere Annahme,

die Senkung von urg. **miz* > **meR** (vgl. aisl. *mér* ‘mir’) auf KJ 76 Opedal (frühes 5. Jahrhundert) lege aus phonetischen Gründen ebenfalls *r*-Aussprache nahe.

Gegen die frühe Datierung einer solchen Neutralisierung wendet jedoch Nielsen (2000: 257 f.) ein, dass die Schreibung <R> für /r/ in **AfAtR** eine Ausnahme sei, während die ‘etymologisch richtige’ Verwendung der beiden Runen bis ins 8. Jahrhundert die Regel bilde. Erst danach zeige sich eine offenbar nicht mehr der etymologischen Verteilung folgende Schreibung von <r> und <R>. Dies halte ich für einen bemerkenswerten Einwand, denn letztlich dreht sich die Diskussion um einen einzelnen Beleg, dem man nicht allzu großes Gewicht beimessen sollte.

2.1.2.16 Intervokalische Spirantenschwächung

Den unerwarteten Befund einer intervokalischen Media in KJ 97 Björketorp **weladAude** (< **-daup̥a-*) deutet H. F. Nielsen (2000: 126 f.) als “coalescence between [d̥] and *p* in medial position”. Die Distinktion zwischen stimmlosem [p̥] und stimmhaftem [d̥] sei also bereits aufgehoben. Als Kronzeugin einer ‘Schnellsprechregel’ wird **weladAude** dagegen von Michael Schulte (2010: 179) angeführt, welche im Sinne einer allegro-phonologischen Assimilation die spätere Neutralisation von [p̥] und [d̥] vorwegnehme. Dass diese hier noch nicht voll durchgeführt sei, zeige die bestehende Stimmhaftigkeitsdistinktion auf dem späteren Eggjastein (KJ 101): **moþa** : **mAde**. In diesem Zusammenhang stellt sich mir allerdings die Frage, wie die Stentoftener Parallele **weladud(sa)** (KJ 96) zu interpretieren ist, die, ob als **-dud#** oder **duds#** zu lesen (s. u. 2.1.2.20), im Kontext *-_s/#* wohl kaum stimmhaftes *d* erwarten ließe. Falls die Stentoftener Inschrift älter ist als Björketorp, wie gemeinhin angenommen wird (z. B. von Birkmann 1995: 140 f., Schulte 1998: 134 f. und Nielsen 2000: 141 f.), kann es sich zumindest nicht um einen simplen Kopierfehler handeln. Hinzufügen ließe sich jedenfalls, mit sehr unsicherer Lesung der Binderune (s. Krause 1966: 160) KJ 71 By **alaifu** (< **Anu-laibōn-*, vgl. Seeland **gibu**).

2.1.2.17 Auslautverhärtung der Mediae

Eine zeitlich und innerhalb des Sprachsystems eng begrenzte, spärlich belegte und dennoch unumstrittene Entwicklung der Übergangszeit ist die Auslautverhärtung stimmhafter Verschlusslaute. Diese finden wir belegt in KJ 96 Stentoften **gaf** (< **gabe*) sowie auf dem Halskov-Brakteaten (KJ 130 Anm.) **laþoþ**, denen im Wortinlaut *-b-* (KJ 127 Seeland **gibu**) bzw. *-d-* (KJ 130 Trollhättan **laþodu**) gegenübersteht. Da nach Durchführung der Synkope diverse stimmhafte Verschlusslaute erneut im Wortauslaut zu stehen kamen, wurde die Regel vermutlich bald undurchsichtig und schließlich aufgegeben (Ralph 2002: 714). So hatte der Prozess nur unbedeutende Auswirkungen auf das Sprachsystem, etliche Reliktformen zeigen aber auch in späterer Zeit noch Reflexe

der einstigen Regel, im Neuisländischen bis heute, z. B. aisl./nisl. *batt* < **bant* < **band* {1./3. Sg. Prät. Ind.} ‘band’ u. ä. m.; aisl. *of*, Partikel (vgl. KJ 101 Eggja **ob**).

An die eingangs besprochenen Reduktionsvorgänge anschließend fasse ich in der letzten Gruppe (18.–20.) wortübergreifende Sandhierscheinungen zusammen. Als weitere ‘Verwandte’ der Synkope treten uns hier Vokalschwächungen im Satzzusammenhang entgegen (18.), insbesondere die Copula betreffend (19.); als klassischer Fall von Satz-sandhi schließlich sind die Junkturtilgungen auf mehreren Übergangsinschriften zu werten.

2.1.2.18 Kliseformen

Nach Schulte (2005: 17 f., 2010: 177 u. pass.) haben wir es bei den auf Übergangsinschriften überlieferten Kliseformen letztlich mit einem weiteren Einzelaspekt der umfassenden Reduktionstendenzen der Zeit zu tun. So zeige sich bei der immerhin sechsmal belegten *eka*-Enklise eine Entwicklung Richtung Klitikareduktion: während die ältesten Belege auf dem Amulett von Lindholm (KJ 29, 500–550) und dem Brakteaten von Seeland (KJ 112, Typ C: 450–550) **hateka** und **haitika** (beide nach Schulte 1998: 106–108 als *haitēka* zu lesen) ebenso wie KJ 67 Noleby **tojēka** noch die Vollform des Personalpronomens zeigen, ist dieses in KJ 59 Ellestad **raisidoka** (vgl. aisl. *reista-k* ‘ich errichtete’) und besonders KJ 97 Björketorp **fAlAhAk** (gegenüber KJ 96 Stentoft **felaheka**, vgl. aisl. *fel-k* ‘ich verberge’) stark abgeschwächt: „Dabei verläuft die Reduktion der Klitika aufgrund ihrer Unbetonbarkeit im Prinzip parallel zur Endsilbenschwächung“ (2005: 18). Folgerichtig hat Schulte (1998: 133 f.) erwogen, dass **felaheka** sich auch rein lautlich durch reguläre (*u*-)Synkope aus einem Syntagma **felhu eka* ‘ich verberge’ ergeben hätte können; unter Annahme weiterer Synkope des auslautenden *-a* könnte dies in einem fortgeschrittenen Stadium der Vokalreduktion schließlich **fAlAhAk** ergeben haben, was das Schicksal der *eka*-Klise als weiteren Fall von fortschreitender Vokalschwächung in der Übergangszeit erwiese.

Im Übrigen finden wir neben der *eka*-Enklise noch zwei weitere Klitika auf dem Björketorpstein: **SAR** = *sā’R*, ein an ein Demonstrativpronomen angelehntes Relativpronomen, welches eine radikal reduzierte, nämlich prokopierte Form des älteren **iR*/**eR* darstellt, vgl. aisl. *sá er* ‘der, welcher’ (Krause 1966: 216); und **utiAR**, welches gleich besprochen wird.

2.1.2.19 Mutilation/Schwächung des Auxiliärverbs

Auch die Copula unterliegt im Schwachton den Bedingungen der Vokalabschwächung, wie sie in KJ 97 Björketorp **utiAR** vorliegen, d. i. die einem Lokaladverb *ūti* (vgl. aisl. *úti* ‘draußen’) klitisierte {3. Sg. Präs. Ind.} des *verbum existentiae*; *ūti#ǵR* (o. ä.) zeigt

gegenüber orthotonischem **iR/*eR* (vgl. aisl. *er* ‘ist’) bereits weit fortgeschrittene Reduktion (Schulte 2010: 172 f., 177, 179, s. auch Birkmann 1995: 124 f.). Endgültige Synkope der *s*-Form **ist** (belegt auf KJ 60 Vetteland; vgl. aisl. *es*) zeigen die späten Übergangsinschriften KJ 101 Eggja **nis** (evtl. sogar zweimal: **nissolu** und **nisAkse**, vgl. Krause 1966: 230) = *ni’s* und vielleicht KJ 18 Strand **siklis** (entweder ein Nominativ Singular mit enklitischem Auxiliarverb (*sigli’s*) oder ein Genitiv Singular *siglis*), ganz unsicher auch KJ 96 Stentoften (Schulte 1998: 135–139; Krause 1966: 211).

2.1.2.20 Satzsandhi

Schon Antonsen (1975: § 4.4) hat festgehalten, dass eine Doppelschreibung von Konsonanten in der Orthographie des älteren Fupark grundsätzlich nicht vorgesehen sei, was auch für die Wortfuge gelte, z. B. Ring von Pietroassa (KJ 41) **wihailag** = *wih hailag* und, uns angehend: KJ 96 Stentoften **weladudsA** (= *wǣladōds sa*). Allerdings spricht einiges gegen die Annahme einer solchen Regel. Zunächst hat Antonsen selbst betont, dass diese nicht für Vokale gelte, welche an der Wortfuge immer ausgeschrieben oder auf andere Weise gekennzeichnet würden: etwa erwägt er Krause (1966: 169) folgend, dass auf dem Röstein (KJ 73) die Wortgrenze durch den Beginn einer neuen Zeile gekennzeichnet würde: ^{Z. I} **[s] tain** ^{Z. IIb} **an(a)** = *staina an(a)* ‘den Stein an/auf’. Auch was die Konsonanten betrifft, wäre der ursprüngliche Usus ein anderer gewesen, wie die folgenden Beispiele verdeutlichen: KJ 60 Vetteland **minasstaina** = *-s#s-*, KJ 74 Reistad **unnamR** = *-n#n-* (mit der Negationspartikel *un-*, weshalb eher Kompositions- als Wortfuge vorliegt), KJ 101 Eggja **nissolu ni’s#sōlu** (s. o. 2.1.2.19) und KJ 80 Rävsaal mit einem Punkt als Worttrenner: **hAriwulfs • stAinAR**.

Diese Belege zeigen zweierlei: Erstens sind die Junkturschreibungen nicht zeitlich geschichtet, neben alten stehen junge Inschriften (z. B. Vetteland: um 350, Rävsaal: um 750), weshalb Schulte (2010: 177 ff.) seiner Deutung stilistische statt chronologischer Variation zugrunde legt: die graphische Junkturtilgung entspringe der verschliffenen Rede im ‘Schnellsprechstil’, während die Junkturkennzeichnung die sorgfältige Aussprache der Lentophonologie wiedergebe. Zweitens gibt Antonsen nur zwei Beispiele von Satzsandhi, von welchen uns lediglich eins betrifft: Stentoften **weladudsA**. Dem gegenüber stehen drei Belege mit Junkturschreibung, davon zwei sehr späte, Eggja und Rävsaal. Insgesamt ergibt dies ein Verhältnis 2 : 3, für die Übergangszeit aber sogar 1 : 2. Hinzufügen möchte ich außerdem, dass die o. g. Lesung *wǣladōds sa* nicht unumstritten ist, z. B. segmentiert Krause **weladud#**, welchem ein schlichter Kopierfehler zugrundeliege: „auf St[entoften] ist das schließende *-e* versehentlich ausgelassen“, welches die parallele Björketorp-Form **weladAude** (KJ 97) noch richtig zeige (1966: 216). In Anbetracht dieser reichlich unsicheren Beleglage können Junkturtilgungen nicht als charakterisierendes Merkmal von Übergangsinschriften (oder der Runenorthographie

im Allgemeinen) gelten.

2.1.3 Graphische Entwicklungen

Neben den lautlichen Kriterien spielen hinsichtlich einer Definition der Übergangszeit auch schriftgeschichtliche eine wesentliche Rolle. Vorrangig ist hier der Funktions- und Formwandel der (*j*)*āra*-Rune zu nennen: diese bezeichnet in ihrer ältesten Form ᚵ ausschließlich den Halbvokal *j*, so auf dem Lanzenblatt von Øvre Stabu (KJ 31, 150–200): ᚱᚠᚢᚠᚠᚠᚵᚠᚹ, d. i. **raunijaᚱ**. Gleiches gilt für die im Verlauf der Völkerwanderungszeit in Erscheinung tretende Entwicklungsform ᚦ und zunächst auch noch für weiter vereinfachtes ᚨ. Erst in der Übergangszeit setzt sich weitgehend die Spätform * durch, auf dem Istabystein (KJ 98) steht aber noch ausschließlich ᚦ (Birkmann 1995: 148–151). Gleichzeitig findet ein Funktionszuwachs der Rune Niederschlag auf den Übergangsinschriften: neben herkömmlichem [j] bezeichnet sie nun auch verschiedene höchstwahrscheinlich relativ zentrale Vokale, darunter [a], wie etwa die Schreibungsvarianten **niuha/niuha** (KJ 96 Stentofen, Z. I/II) zeigen (Krause 1971: § 32).

Hier kommt das Akrophonieprinzip ins Spiel, demgemäß die Runen den Anlaut ihres jeweiligen Namens bezeichnen, z. B. ᚠ = ‘**ansur*’ (vgl. aisl. *áss* ‘Gott’) = [a] (zu einer Übersicht der Runennamen s. Düwel 2001: 197–202). Aufgrund des Funktionswandels der alten *jāra*-Rune nimmt man nun an, dass dieser den Zeitpunkt des Schwundes von anlautendem *j*- kennzeichnet: urn. **jāra* wäre zu **āra* geworden (vgl. aisl. *ár* ‘Jahr’), weshalb die Rune nunmehr dessen neuen Anlaut bezeichnen würde, nämlich [a]. Weiterhin steht sie aber auch für [j], wie die Noleby-Form **tojeᚱa** (KJ 67) zeigt. Dies ist nicht weiter verwunderlich, wenn man das Trägheitsmoment der Schrift in Betracht zieht sowie das zusätzliche Aufkommen des Lautwerts [j] in Form von Brechungsprodukten wie z. B. KJ 98 Istaby **hAeru-** [‘hjeru-] (Schulte 2005: 15 f.); dazu weiter oben 2.1.2.8, 2.1.2.9.

Demgemäß stellt laut Michael Barnes das Vorkommen der Runenform * für [a] oder [j] im Zusammenhang des älteren Fupark das wichtigste graphologische Kriterium für die Einordnung einer Inschrift in die Übergangszeit dar. Ob eine Inschrift aber tatsächlich noch im älteren Fupark verfasst sei, könne zweifelsfrei erst anhand des gleichzeitigen Vorkommens einer der beiden Runen X [g] und M [d] erwiesen werden; diese kommen nämlich infolge der graphischen Zusammenführung stimmhafter und stimmloser Verschlusslaute in späterer Zeit nicht mehr vor: im jüngeren Fupark bezeichnet ᚷ [k] auch [g], ᚹ [t] auch [d], ᚰ [p] auch [b]. Allerdings erfüllen nur sieben Inschriften diese Voraussetzungen, weswegen Barnes die Bedingungen etwas lockert und auch solche Inschriften miteinbezieht, die zumindest keine für das jüngere Fupark charakteristischen Runenformen enthalten, was sein Corpus um vier Inschriften bereichert (1998: 450 f.; vgl. Tab. 8).

Überhaupt kommt es im Verlauf der Schriftentwicklung der Übergangszeit zu einem Multifunktionalismus einzelner Runen, wie er später für das jüngere Futhork systemhaft wird. So verzeichnet Schulte Schreibungen der *(j)āra*-Rune, die 6 verschiedene Phone-me und 2 Phone wiedergeben (2005: 19 f.)! Mehrdeutig sind auch in weit geringerem Ausmaß zwei Anwörter auf die Stellung als Lückenbüßer des geschwundenen *j-: die **e**-Rune 𐌺, deren Name **ehwaz* seinerseits gebrochen wird zu aisl. *jór* ‘Ross’; dessen Anlaut *j*- gibt die Rune möglicherweise auf KJ 96 Stentoft und KJ 97 Björketorp wieder: **ArAgeu** für [‘ærægju(:)], neben dem die herkömmliche Verwendung für [e] besteht: **wela-** für *wēla-*; naheliegend ist außerdem die Verwendung von **i** (𐌺) für einen Halbvokal *i̥*, so vielleicht in Eikeland **wiwio** für [‘wiwjo:] (Schulte 2005: 16, Fn. 4).

2.1.4 Das Corpus

Ähnlich wie Tabelle 6 zu den sprachlichen Entwicklungen der Übergangszeit stellt Tabelle 8 eine kleine Forschungsübersicht zum Corpus der Übergangsinschriften her. Diese versammelt zum einen alle Inschriften, welche von fünf Autoren als in die Übergangszeit gehörig genannt werden, und verzeichnet jene in alphabetischer Reihenfolge. Die Zuordnung der einzelnen Inschriften in die verschiedenen Corpora unterstreicht dabei die Diversität der Ansätze: wenige Inschriften werden von allen Autoren genannt, es herrscht vielmehr äußerste Uneinigkeit.

Die ‘Kataloge’, denen ich die Angaben entnommen habe, sind: (1) Krause (1971), der in § 60 zur Synkope eine fast vollständige Übersicht der von ihm als ‘späturnordisch’ klassifizierten Inschriften gibt; (2) Antonsen (1975), dessen Grammatik unter den Rubriken ‘N[orth]G[ermanic]’, ‘W[est]N[ordic]’ und ‘E[ast]N[ordic]’ ein Corpus der Übergangsinschriften zusammenfasst (s. o. 2.1.2); (3) Birkmann (1995: Kap. 3), eine Sammlung archäologisch datierbarer ‘späturnordischer’ Inschriften (zu Birkmanns Kriterien s. S. 5 ff.); (4) Barnes (1998), der in diesem Aufsatz einen graphologischen Zugang zu den ‘transitional inscriptions’ vorstellt (s. o. 2.1.3); und (5) Schulte (2006), d. i. dessen RGA-Artikel ‘Übergangsinschriften’ sowie 2005, ein Aufsatz, der anhand eines ausgewiesenen Kleincorpus (S. 11 f.) insbesondere die Schreibungskonventionen der Übergangszeit behandelt.

Im Einzelnen zu erläutern ist ferner: Bei Antonsen wird die Einordnung in die o. g. Rubriken NG, WN und EN verzeichnet. Bei Birkmann wird folgendermaßen gekennzeichnet: *a*) mit Häkchen: archäologisch sicher datierbare Inschriften; *b*) mit eingeklammertem Häkchen: datier-, aber nicht sinnvoll interpretierbar; *c*) mit Fragezeichen: hinsichtlich ihrer Datierbarkeit zweifelhafte Fälle. Barnes *a*) mit Häkchen: Inschriften, die Barnes’ strengste Definition (älteres Futhork und Vorkommen von * für [a] oder [j]) von Übergangsinschrift erfüllen; *b*) mit eingeklammertem Häkchen: Inschriften, die einer weiter gefassten Definition (keine für das jüngere Futhork charakteristischen

Runenformen, * für [a] oder [j]) entsprechen (S. dazu oben, 2.1.3). Für Schulte schließlich gilt: a) Häkchen bedeutet sichere Klassifizierung als Übergangsinschrift, Fragezeichen unsichere; b) Einklammerung, dass die Inschrift im RGA-Artikel (2006), nicht aber 2005 erwähnt wird.

Mir ist bewusst, dass diese Vorgangsweise höchst subjektiv und in gewisser Hinsicht sogar beliebig ist; allerdings scheint mir im gegebenen Rahmen ein Schnitt quer durch die Forschung als brauchbares Mittel in Ermangelung einer halbwegs vollständigen Übersicht (man vergleiche dazu die 15 in Schultes Lexikoneintrag zu dem Stichwort ‘Übergangsinschriften’ angeführten Kandidaten mit den insgesamt 32 der restlichen Werke).

Zu erwähnen bleibt, dass sich wenig überraschend auch hier die Blekinger Steine (die als einzige volle Zustimmung finden) sowie Eggja und der Kamm von Setre als Kerngruppe herausstellen. Nimmt man alle Inschriften hinzu, die wenigstens dreimal genannt werden, enthielte ein vorläufiges Corpus 12 Übergangsinschriften: Björketorp, By, Eggja, die Fibel von Eikeland, Ellestad, Gummarp, Istaby, Noleby, Rävsaal, Stentofen, Vatn und den Brakteaten von Åsum. Daneben stehen 20 Kandidaten zur weiteren Diskussion.

2.2 Die Belege

Die *u*-Stämme sind in der Übergangszeit äußerst spärlich belegt. An Kap. 1.2 anschließend sind zunächst die folgenden oben besprochenen Formen zu erwähnen:

1. **h̄apu**: wie wir oben, iv., gesehen haben, könnte dieser Beleg auf dem Wetzstein von Strøm (KJ 50) in die Übergangszeit gehören; der Datierung Krauses um 600 liegen die Formen **wate** (< *wātijē), **skapi** (< *skapjē) und **ligi** (< *lig(g)jē) zugrunde, welche durchwegs Kürzung und teilweise Phonem-Reanalyse zeigen (s. o. 2.1.2.2); trifft dessen (unsichere) Deutung als -iþō-Abstractum aber zu, gehört die Inschrift nicht hierher; auf der anderen Seite haben wir Antonsens (ebenfalls unsichere) Lesung als {Nom./Vok. Sg. neutr. u} (urg. *hapun) verbunden mit einer viel früheren Datierung auf die Mitte des 5. Jahrhunderts. Insgesamt stehen einer sprachlichen und zeitlichen Deutung von **h̄apu** somit zu viele Unsicherheitsfaktoren entgegen.
2. **kunimudiu**: In Frage käme auch dieser {Dat. Sg. masc.(?) u} auf KJ 136 Tjurkö I (s. o. i.), welche als Brakteateninschrift *per definitionem* in die beginnende Übergangszeit gehört. Allerdings zeigt diese, wie wir gesehen haben, zahlreiche archaische Sprachzüge. Dies gilt auch für **kunimudiu**, welches einen noch voll erhaltenen Endungsdiphthong zeigt, während in der ‘Synkopezeit’ eher dessen Kürzung zu erwarten wäre, wie Krause (1966: 211) à propos *magiu* (s. u.) erwägt (vgl. auch KJ 67/131 Noleby/Åsum **fahi** < urg. *faihiu*).

Dazu kommen die folgenden Kandidaten:

3. **unapou** auf dem Stein von Noleby (KJ 67), der eine frühe Übergangsinschrift darstellen dürfte (s. o. [ii.](#)). Krause (1966: 150) deutet dies als {Akk. Sg. fem. u.} *unapū*, welcher zunächst als **unapo** verschrieben, dann aber durch das folgende **-u** korrigiert worden wäre. Makaev (1996: 120) hält dies Schlicht für “Improbable.” Dem schließe ich mich an, zumal gerade die ‘ungenaue Schreibung’ **hakupo** für °*ðu* eine Zeile darunter nicht ‘ausgebessert’ wurde, obwohl Platz genug vorhanden gewesen wäre.

Anders segmentiert Grønvik (1987: 96 f.): *unap#ōu*, mit der Argumentation, dass *-ō- der Mittelsilbe auf Noleby sonst noch erhalten sei, (vgl. Z. I: *runō* und *-ku(n)dō*); **unap** sei vielmehr von einem schwachen Verb **wunēn* abgeleitet: **wunēða-* sei gesenkt worden zu **wunāða-*, welches durch Synkope und Auslautverhärtung schließlich *unap* ergeben hätte, wie es noch altisländisch erscheint: das ursprüngliche Neutrum sei erst sekundär zu den *-ōpu/-ōðu*-Bildungen übergetreten, nachdem diese in der Dichtersprache produktiv geworden waren, sodass sich neutrales aisl. *unað* neben einem Masculinum *unaðr* findet. Während diese Herleitung einiges für sich hat, ist die von Grønvik vorgenommene Segmentierung sehr problematisch: die Deutung der folgenden Runen **ou** als *ōu* (aus ‘gevernertem’ urg. **junhō-*) {Dat. Sg. fem. *ōn*} ‘den unge (kvinne)’, welches in älterem Lautstand in KJ 17 Fonnås **whw** = *ūhu* vorliege, lässt an der restlichen Lesung zweifeln. Antonsen (1975) schließlich lässt Z. II der Inschrift ganz aus. Auch **unapou** ist also ein unsicherer Kandidat.

4. Zu **hakupo** auf derselben Inschrift gilt das oben, [ii.](#), Gesagte: Es dürfte sich hierbei nicht um einen Dativ Singular der *u*-Stämme handeln.
5. **lapob** auf dem Brakteaten von Halskov (KJ 130 Anm.) liest Krause (1966: 267) als genaue wenn auch spätere Entsprechung eines anderen Brakteaten, KJ 130 Trollhättan, welcher eine ähnliche Botschaft enthalte: ^A**tawol**^B**apodu** ‘Ich nehme eine Zitation vor’ gegenüber Halskov **fahidelapob** ‘schrieb die Zitation’ (vgl. [ii.](#)). Mit Apokope und Auslautverhärtung entspräche **lapob** {Akk. Sg. u.} genau **lapodu**. Auch hier ist aber die Segmentierung umstritten, handelt es sich doch um eine „längere Inschrift, deren Text fast völlig entstellt ist. Deutbar ist lediglich der Komplex **fahidelapob**“. Demgegenüber urteilt Antonsen (1975: 79): “Only **fahidelapo** is interpretable.” **lapo** entspräche aber dem mehrfach auf anderen Brakteaten gefundenen *ō*-Stamm **lapu**, ebenso ‘Einladung’ (vorsichtig abwägend: Nedoma 2009: 811, Fn. 34). Beide Deutungen haben gut belegte Vorbilder, aufgrund des völlig unklaren Kontextes fällt es aber schwer, einer den Vorzug zu geben.
6. **Alu** auf dem Stein von Eggja (KJ 101). Wenn auch das *verbum mirabile* hier in einem deutbaren syntaktischen Kontext erscheint (nach Krause 1966: 231 **Alumisurki**, d. i. *Alu missyrki!* ‘Abwehr gegen den Missetäter’; vgl. aber die zahlreichen alternativen Lesungen bei Birkmann 1995: 97–114), sich also zumindest als Wort erweist,

lässt sich anhand der Inschrift keine weitere grammatische Bestimmung vornehmen (vgl. auch v.).

7. Wie oben (1.2.1.4) erwähnt, nennt Antonsen KJ 96 Stentofen *mægiu* als Beispiel eines {Dat. Sg. masc. u} (vgl. KJ 60 Vetteland *magōr* ‘Sohnes’), den er aus einer optimistischen Transliteration **mAg*u** abliest (1975: 85). Dagegen transliteriert etwa Krause (1966: 210) **mA**u** und nennt dies „die dunkelste Stelle der ganzen Inschrift“ (S. 211). Er zieht sowohl die Ergänzung *ma[gi]u* als auch *ma[ng]u* ‘für vieles’ in Erwägung, beides sei aber letztlich unsicher. Die pessimistischste Lesung schließlich nennt Makaev (1996: 89): ***A**u**. Eine gesicherte Deutung scheint auf dieser Grundlage kaum möglich.

Es zeigt sich, dass von den fünf möglichen Belegen keiner mit auch nur einiger Sicherheit ein *u*-Stamm ist. Zu nennen bleiben aber noch die in Komposition belegten *u*-Stämme. Dazu zählen

1. das bereits genannte *hapu-* (s. o. iv.), belegt in dem Personennamen **hapuwolafR** (Stentofen) bzw. **textbf-wulafR** (KJ 98 Istaby) und **-wolafA** (KJ 95 Gummarp);
2. außerdem Istaby **hAeru-** (< urg. **heru-*, vgl. aisl. *hjorr* ‘Schwert’), welches durch den Digraphen **Ae** bereits Brechung kennzeichnen dürfte (s. o. 2.1.2.8);
3. **ginu** (urg. **ginnu-*), so belegt auf dem Lanzenschaft von Kragehul (KJ 27), während Stentofen **gino-** und KJ 97 Björketorp **gina-** zunehmende Reduktion des Stammvokals zeigen (s. o. 2.1.2.4; zum Wort s. Schulte 1998: 124).

2.3 Zusammenfassung

Es hat sich gezeigt, dass keiner der potentiellen *u*-Stämme der Übergangszeit *hapu*, *Kunimundiu*, *unapu*, *hakōpu*, *lapob*, *Alu*, *mægiu* als gesichert gelten kann, sei es bezüglich deren sprachlicher oder chronologischer Einordnung. In völliger Ermangelung einer verlässlichen Beleggrundlage kann für die Übergangszeit deshalb ein Paradigma weder beschrieben noch mit einiger Sicherheit rekonstruiert werden. Indem die Periode aber gerade durch sprachliche Umwälzungen definiert ist, wäre die Annahme eines stabilen und konsistenten Flexionssystems vermutlich ohnehin verfehlt.

Dies erweist die Kerngruppe der Übergangsinschriften, die Blekinger Steine (KJ 95–98), welche sich mitten im Umbau des phonologischen und morphologischen Systems befinden. Diese geben Auskunft über die wichtigsten Entwicklungen und Entwicklungstendenzen der Übergangszeit wie die zunehmende Schwächung von Vokalen in unbetonter Silbe bis hin zur endgültigen Synkope, das Auftreten der (morpho)phonologischen Prozesse Umlaut und Brechung bei teilweiser Bewahrung der auslösenden Vokale, erste Monophthongierungen und Satzsandhi.

Hingegen ist mit der norwegischen Eggja-Inschrift (KJ 101) ein Sprachstand erreicht, der dem Altnordischen bereits äußerst nahe kommt. Dies zeigen unter anderem

- (a) die völlige Durchführung der Synkope selbst in Kompositionsfugen (2.1.2.1) und die daran anschließenden weitreichenden Kontraktionsprozesse (2.1.2.3);
- (b) das Fehlen der für die Übergangsinschriften charakteristischen Svarabhaktivokale (2.1.2.5);
- (c) der Befund einer nicht länger morphonologisch erklärbaren Stammallomorphie, zu erkennen an Umlaut- und Brechungserscheinungen (2.1.2.8) bei bereits durchgeführter Synkope der diese auslösenden Nebensilbenvokale.

Besonders letzteres deutet an, dass innerhalb der Übergangszeit ein gründlicher Wandel des ganzen Flexionssystems stattgefunden hat: ausgehend von der ausschließlich äußeren Flexion des Urnordischen werden die ursprünglich bloß phonetischen Produkte von Umlaut und Brechung infolge der umfassenden Reduktionstendenzen im Schwachtonbereich phonologisiert und somit morphologisiert, also Teil des Flexionssystems. Diese Entwicklung kann am besten anhand eines Beispiels veranschaulicht werden: */mann-iR/ > [mæn:iṛ] > */mænnəR/ > /mennR/ (**manR**, KJ 101 Eggja), d. h. das Phonem /a/ unserer Ausgangsform erhält zunächst im Zuge einer Fernassimilation an */i/ der Folgesilbe (*i*-Umlaut) das Allophon [æ]; in einem nächsten Schritt wird der Umlauttrigger */i/ zunächst zentralisiert und schließlich synkopiert; das bestehende Umlautprodukt [æ] wird daraufhin dem Phonem /e/ beigeordnet.⁴⁶ Dieser Wurzelsilbenvokal -e- drückt nun zusammen mit der Endung -R ein Kategorienbündel {Nom./Akk. Pl.} aus, während etwa -R für sich mit herkömmlichem Wurzelsilbenvokal -a- {Nom. Sg.} bedeuten würde, vgl. **maR** = *maðr* (ebenfalls Eggja). Ähnliches gilt für die anderen Umlaute und Brechungsprozesse. Die innere bildet also neben der äußeren eine eigenständige unabhängige Flexionsweise.

Zusammenfassend ist die Sprache der Übergangsinschriften nach wie vor fusional, wird jedoch zum Ende der Übergangszeit um eine innere Flexion erweitert, die teils völlig unabhängig von der äußeren fungiert, teils aber weiterhin im Zusammenhang mit dieser stehen muss, indem der Umlaut produktiv bleibt, wie etwa späteres *rschw. syni* (Sö 206) {Akk. Pl. masc. u} mit analogischer Morphologie (die umlautaushlösende Endung -i der *i*-Stämme), aber lautgesetzlicher Phonologie (*u* wird *y* vor *i* der Nebensilbe) verdeutlicht. Die Übergangsinschriften nehmen damit einige Entwicklungen vorweg, welche als charakteristisch für das Altnordische gelten, tatsächlich aber in dieser nächsten Sprachstufe bereits zum Teil wieder rückgängig gemacht werden, wie das folgende Kapitel zeigen wird.

⁴⁶ Zu betonen ist übrigens, dass die Phonemisierung des Umlauts nicht erst infolge der Synkope, sondern bereits im Zuge der ersten Reduktionsvorgänge erfolgt; im Falle des *i/j*-Umlauts erweist dies etwa die Form KJ 71 By **hrōrēR** = /HrōrēR/ < */iR/ (Schulte 1998: 229).

	Krause	Antonsen	Birkmann	Barnes	Schulte	Editionsnummer:
Blekinge:						
Björketorp	✓	EN	?	✓	✓	KJ 97, A 120
Gummarp	✓	EN	?	(✓)	✓	KJ 95, A 116
Istaby	✓	EN	?	(✓)	✓	KJ 98, A 117
Stentofte	✓	EN	?	✓	✓	KJ 96, A 119
Bratsberg, Fibel			✓			KJ 16, A 75
By	✓	NG			✓	KJ 71, A 111
Eggja	✓		?	✓	?	KJ 101
Eikeland, Fibel	✓		✓		(✓)	KJ 17 a., A 53
Ellestad		NG		✓	✓	KJ 59, A 114
Etelhem		NG				KJ 14, A 110
Fonnås, Spange			(✓)			KJ 17
Halskov, Brakteat	✓	NG				KJ 130 Anm., A 108
Krogsta		NG				KJ 100, A 113
Lousgård, Perle			(✓)			
Noleby	✓			✓	(✓)	KJ 67, A 46
Rävsal	✓	EN			(?)	KJ 80, A 121
Roes	✓			✓		KJ 102
Seeland, Brakteat II			✓		✓	KJ 127, A 71
Setre, Kamm	✓	NG	✓	(✓)		KJ 40, A 115
Skabersjö, Spange			(✓)			DR 263
Skodborg, Brakteat			(✓)			KJ 105, A 103
Skåäng				✓	(✓)	KJ 85, A 73
Strand, Fibel	(✓)				?	KJ 18
Strøm	✓				✓	KJ 50, A 45
Tjurkö, Brakteat I		NG	✓			KJ 136, A 109
Tveito	✓	WN				KJ 94, A 118
Vallentuna, Würfel			✓			
Vatn	✓			(✓)	?	KJ 68
Väsby/Äskatorp		NG	(✓)			KJ 128, A 112
Ågedal, Brakteat			(✓)			NIæR I 186 ff.
Ålborg, Brakteat			(✓)			
Åsum, Brakteat	✓	NG	(✓)			KJ 131, A 107

Tabelle 8: Das Corpus der Übergangsinschriften bei Krause (1971), Antonsen (1975), Birkmann (1995), Barnes (1998) und Schulte (2006 u. 2006).

Kapitel 3

Das Altnordische

3.1 Einleitung

3.1.1 Sprachliche Einordnung

Als Altnordisch wird im Folgenden das einzelsprachlich noch nicht geschiedene Dialektkontinuum im Skandinavien der Wikingerzeit (ca. 750–1100) bezeichnet. Dass noch eine weitgehende gegenseitige Verständlichkeit über die Grenzen der verschiedenen späteren Nationalsprachen hinaus gegeben war, zeigt die Existenz des Glottonyms *dǫnsk (tunga)* für die Gesamtheit dieser Dialekte; in der isländischen *Grágás* (1117–1118) werden die Sprachen der damaligen Königreiche Norwegen, Schweden und Dänemark sogar als *ór tunga* ‘unsere Sprache’ bezeichnet. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts zeigt das Auftreten eines neuen Sprachnamens exklusiv für die auf Island und in Norwegen gesprochene(n) westnordische(n) Sprache(n), *norrón* (in *norrónt mál*, *norrón tunga* u. dgl.), bereits ein Bewusstsein für die sprachliche Verschiedenheit zum Ostnordischen (Ottosson 2002: 789 f.). Erst mit dem Einsetzen der handschriftlichen Überlieferung im Anschluss an die Wikingerzeit geht man dagegen von den verschiedenen bis heute weiterlebenden Nationalsprachen (mit Zusatz des Altgutnischen) aus.

3.1.2 Phonologische und phonetische Entwicklungen

Die Flexion der *u*-Stämme in altnordischer Zeit ist von den folgenden lautlichen Entwicklungen betroffen:

3.1.2.1 vor-an. -*nR*#, -*lR*#, -*rR*#, -*sR*# > an. -*nn*#, -*ll*#, -*rr*#, -*ss*#

In durch Synkope entstandenen Konsonantenclustern kommt es zur Kontaktassimilation von -*R* an einen vorhergehenden Sonoranten oder Sibilanten. Einer phonologischen Restriktion scheinen hierbei die Positionen nach leichter betonter Silbe sowie nach ge-

miniertem *-ll-* oder *-nn-* zu unterliegen, wo die Assimilation nicht eintritt (Ralph 2002: 715).

Die Flexion der *u*-Stämme betrifft dies insofern, als der Nominativ Singular nach Durchführung der Synkope (s. o. 2.1.2.1) nur mehr ein Flexiv *-R* aufweist, welches nun gegebenenfalls assimiliert wird, vgl. DR 291 **sunR** neben 118 **sun**.

3.1.2.2 vor-an. *-mR#* > an. *-m#*

Dieser Schwundvorgang betrifft tatsächlich nur die Stellung in unbetonter Silbe, während *-R* in betonter Silbe unberührt bleibt, vgl. den {Dat. Pl. masc.} des Ordinale aisl. *þriðum* (< vor-an. **þridumR*) ‘dritten’ gegenüber dem des Kardinale *þremr* (< **þremR*) ‘drei(en)’ (Ralph 2002: 715). Dies betrifft den Dativ Plural aller Stammklassen, also auch den der *u*-Stämme.

3.1.2.3 Zusammenfall von /r/ und /R/

Ab dem 10. Jh. fallen diese beiden Phoneme in /r/ zusammen (Birkmann 2002: 696). Zuvor auf *-R* auslautende Flexive lauten also nunmehr auf *-r* aus, wovon das Flexions-system als Ganzes aber nicht betroffen ist.

3.1.3 Graphische Entwicklungen

Eine Erläuterung verdienen auch die schriftgeschichtlichen Umbrüche, welche noch vor Beginn der altnordischen Periode einsetzen. Bereits zum Ausgang der Übergangszeit zu beobachten ist eine erste Reduktion des Zeichenbestands der Runenreihe: der sprach- und schriftgeschichtliche Grenzfall der Eggja-Inschrift (KJ 101, um 700) verwendet etwa nur mehr 21 der ursprünglich 24 Runen des älteren Fuþark und nimmt damit die spätere Mehrfachbelastung einzelner Runen vorweg (Birkmann 1995: 22). Kurz darauf wird die Runenreihe weiter verkürzt auf 16 Zeichen, sodass der Stand des sogenannten jüngeren Fuþark erreicht ist.

Dieses charakterisiert ein ausgeprägter Multifunktionalismus, bedingt durch die Abnahme des Zeichenbestands auf der einen Seite gegenüber einem Zuwachs im Phoneminventar auf der anderen. Infolge der Synkope unbetonter Kurzvokale werden die Auslöser von ursprünglich bloß morphologischen Prozessen beseitigt, und es kommt zur Phonemspaltung: neben die ererbten Vokalphoneme treten die durch horizontalen Umlaut entstandenen sogenannten ‘Sekundärvokale’. Den drei verbliebenen Vokalgraphemen ᚠ (**a**), ᚢ (**i**) und ᚦ (**u**) stehen in der Folge jeweils mehrere Signifikate gegenüber. Aus Sicht der Merkmaltheorie werden tatsächlich nur mehr zwei distinktive Merkmale, [$\pm$ rund] und [$\pm$ tief], bezeichnet:

- [$\pm$ rund, $\pm$ tief]: /a/, /æ/, /ɔ/ durch <a>;

- [-rund, -tief]: /i/, /e/, /j/ durch <i>;
- [+rund]: /u/, /o/, /y/, /ø/, /w/ durch <u>.

Um dieses Ungleichgewicht zwischen Inhalts- und Ausdrucksseite zumindest teilweise zu beheben, wird im Laufe der Wikingerzeit eine diakritische Kennzeichnung der Sekundärvokale in Gestalt einer Punktierung eingeführt, z. B. ᵢ = /o/ oder /u/ → ᵛ = /ø/ oder /y/, weshalb auf verschiedenen Inschriften Formen wie **suni**, aber auch ‘punktirtes’ **syni** auftreten können. Obwohl man grundsätzlich annehmen darf, dass der Unterschied lediglich graphisch besteht, während beiden Graphien phonologisch identisches *syni* zugrundeliegt, ist mit Hinblick auf die stärker werdenden Ausgleichstendenzen im beginnenden Ostnordischen Vorsicht zu üben, was die Beurteilung der verschiedenen Schreibungen angeht.

Auch Diphthonge werden vielfach nicht als solche, sondern monographisch verschriftet, z. B. **stin** für **stein(n)* oder **stain(n)* (Düwel 2001: 88–93). Dies betrifft natürlich auch die schriftliche Wiedergabe von Brechungsprodukten, was für eine Reihe paradigmatischer Positionen der *u*-Stamm-Flexion von Bedeutung ist.

Zuletzt sei noch auf die bereits erwähnte (2.1.3) graphische Neutralisierung der Stimmhaftigkeitsopposition bei Plosiven hingewiesen: <k> steht nunmehr für [k] und [g], <t> für [t] und [d], <þ> für [p] und [ð]. Dies erschwert eine Deutung der Belege erheblich, hat für unsere Zwecke aber keine direkte Bedeutung.

3.1.4 Das Corpus

Die altnordischen oder wikingerzeitlichen Inschriften Dänemarks und Schwedens sind im Verhältnis zu denen im älteren Fupark außerordentlich reich belegt: in Dänemark rund 220 Runensteine mit einer Hochzeit von ca. 950 bis 1025, in Schweden 2500 Inschriften, davon 2000 vor dem 12. Jahrhundert, mit einer Konzentration in Uppland. In der bis dahin so reichhaltigen Überlieferung klafft daraufhin interessanterweise eine Lücke von etwa einem Jahrhundert: keine Inschriften finden wir in Dänemark ab ca. 1050, in Schweden ab 1100. Diese schließt sich erst mit dem Eintritt der handschriftlichen Überlieferung (Ottosson 2002: 788). Weil die Inschriften beider Länder gesondert ediert sind, werde ich die zwei Corpora zunächst ebenfalls einzeln behandeln und sie dann in einer Übersicht zusammenführen.

3.2 Die Belege

3.2.1 Schwedische Belege

Die Grundlage der folgenden Untersuchung bildet zunächst das ‘Svenskt runordsregister’ (SRoR), welches von Lena Peterson 2006 in dritter Auflage im Netz veröffentlicht

wurde. Das Corpus dieser Sammlung umfasst, wie die Verfasserin im Vorwort mitteilt, alle wikingerzeitlichen („c. 800 – c. 1100“) Steininschriften Schwedens mit Ausnahme der Insel Gotland. Nicht verzeichnet werden aber Eigennamen, die einen nicht geringen Teil des Inschriftenwortschatzes darstellen. Ein kleineres Corpus hat Berthold Forssman für seine Arbeit zur runenschwedischen Nominalflexion (2002) gewählt, nämlich die Runeninschriften Västergötlands unter Einschluss der Personennamen, weswegen ich seine Sammlung ergänzend heranziehe. Übrigens erhebe ich keinen Anspruch auf Vollständigkeit, ausgelassen habe ich etwa unsichere Lesungen vom Typ „...ni“ (Sö 285) für einen Akk. Pl. *sunī* u. dgl. Zitiert werden im Folgenden (a) nach Stichwort (‘s. v.’) die Belege im SRoR; (b) ohne Quellenangabe die bei Forssman (2002: 40–48) verzeichneten Belege (erkennbar an der Sigle ‘Vg ...’) und Formen des weitaus am häufigsten belegten Appellativums *sunR* ‘Sohn’.

3.2.1.1 Singular

i. **Nominativ** Die Belege für diesen Casus zeigen folgende Endungen:

1. *-uR*: Vg 119 **makuR** (s. v. *mōgr*); Sm 144 **sunuR**;
2. *-R*: Sö 131, Vg 119 **sunR**;
3. *-r*

(a) Sö 137B **sunr** sowie folgende Personennamen(hinterglieder):

- i. *þorðr*: Vg 23, 32, 157 **þurþr**, Vg 24 **þorþr**;
- ii. *-mundr*: Vg 34, 124, 130, 194 **-mutr**, Vg 178 **agmuntr**;
- iii. *-viðr*: Vg 123 **riuiþr** (*Ríkviðr*);
- iv. *-varðr*: Vg 14 **haruarþr** (*Hærvardr*), Vg 181 **huarþr** (*Hāvardr*);

(b) mit Kennzeichnung des Umlautvokals: U 617 **uaurþr** (s. v. *vōrðr*);

4. *-ær*: Vg 220 **asmutær**, Vg 131 **þorþær**;
5. *-Ø* (ohne Endung):

(a) **(-)sun**: 43 mal im SRoR: s. vv. *sunR/sunn*, *systursunn*, einmal als Personennamenhinterglied Vg 76 neben Vg 143, 146, 242, U 146, 1069 **(-)son**⁴⁷; zwei Personennamen Vg 21 **hulfast** und 151 **uifast**⁴⁸;

(b) mit Brechung des Wurzelvokals im Personennamen(hinterglied) **(-)bjørn**:

- i. mit monographischer Schreibung: Vg 153 **bun**, Vg 242 **þorbon**;
- ii. mit digraphischer Schreibung: Vg 2, 156, 162 **(-)biurn**, Vg 196 **gunbiorn**, Vg 146 **beorn**, Vg 131 **biærñ**, Vg 219 **bion**;

6. unklare Fälle: U 214 **knar** (s. v. *knarr*) und Vg 50 **asur** (Eigename *Assurr/Øzurr*).

Weil Monographen ebenso einfachen wie Doppelkonsonanten bezeichnen können,

⁴⁷ Nach Forssman (2002: 44, Fn. 41) handelt es sich um Senkung *-u- > -o-* infolge der Stellung des Kompositionshintergliedes im Schwachton; freilich erklärt dies kaum die Lautgestalt des Simplex.

⁴⁸ Dieser allerdings in einem Syntagma **uifastrisþi**, wobei graphische Junkturtilgung vorliegen könnte; die Graphie stünde dann vielmehr für *Vifastr#r°* (Forssman 2002: 45).

lässt sich nicht entscheiden, ob der reine Stammauslaut (mit Nullendung) *asur*(-Ø), *knar*(-Ø) oder Stammauslaut mit Flexiv *asur-r*, *knar-r* vorliegt.

Obwohl endungsloses (-)sun/(-)son (5a) weitaus am häufigsten belegt ist, stellt dieses eine phonetisch bedingte Anomalie dar: ein postsynkopischer Auslaut *-nR* ergibt durch progressive Kontaktassimilation *-nn*, verschriftet durch einen Monographen <n> (vgl. Wessén 1970: § 85). Gleiches gilt für (-)björn (5b).⁴⁹ Sieht man von diesen Ausnahmen ab, bilden die Regel Formen auf *-r* und *-R* (deren Unterscheidung im Lauf der altnordischen Periode endgültig aufgegeben wird), was der spätere altschwedische Befund bestätigt. Diesen schließlich nehmen zwei mittelalterliche Formen auf anaptyktisches *-ær* (4) bereits vorweg.

Zu den morphologischen Alternanzen der Wurzelsilbe gilt folgendes: neben den offenkundigen Brechungsdiphthongen *iu*, *io*, *eo* treten auch monographische Notationen (VG 153 **bun**, 242 **-bon**) auf; diese seien insgesamt so häufig, dass „Unachtsamkeit des Ritzers als Erklärung nicht in Frage kommt“ (Forssman 2002: 47). Dass jedenfalls ein Brechungsdiphthong vorliegt, zeige das Vorderglied des Akk. Sg. **esburn** (Vg 157, 184), welches (ebenso wie Vg 182 **esbiurn**, Vg 178 **isbiurn**) durch *i/j*-Umlaut aus ursprünglichem **Ās-* entstanden sei (ebd., Fn. 55).⁵⁰ Einer Erklärung bedarf auch die Form VG 131 **biærn**: deren ungewöhnlichen Diphthong deutet Forssman als analogisch einem Gen. Sg. *biærnaR* nachgebildet, welcher infolge von progressivem *i*-Umlaut aus regulärem *biarnaR* entstanden sei (2002: 45).

Eine Umlautschreibung finden wir vermutlich in dem Appellativum **uaurþr** = *vǫrðr* ‘Wache’ (3b), dem mehrere Eigennamen ohne eine solche Kennzeichnung gegenüberstehen (3(a)iv).

ii. Genitiv Der einzige Beleg dieses Casus aus Västergötland Vg 95 **æsbeornarson** dürfte im Mittelglied **-beornar-** einen analogischen Brechungsdiphthong nach dem Nominativ Singular zeigen (Forssman 2002: 46). Daneben gibt das SRoR folgende Formen an: U 146 **sona**, Sm 83 **sunar**; außerdem U 792 **far**, das sei *fēar* (s. v. *fē*). Bis auf **sona** entsprechen die Endungen dem zu Erwartenden.

iii. Dativ Hier tritt uns stets die Endung *-i* entgegen, und zwar teils mit, teils ohne graphische Bezeichnung eines gegebenen Wurzelumlauts: Sö 258, 260 **sun i** : U 771 **syn i**; Sö 198, U 654 **knari** : Sö 49, U 258 **kniri** = *knærri* (s. v. *knorr*); Sö 179 **arni** =

⁴⁹ Ebenso lege das fehlende *-r* im Inlaut von Formen wie **bion** eine weitere, diesmal regressive Kontaktassimilation (*-nR* >) *-nn* > *-nn* nahe (Forssman 2002: 44 f.), wie sie auch für anorw. *Bionn* angenommen wird (Noreen 1923: § 272.2).

⁵⁰ Forssmans Erklärung, das anlautende *b-* sei durch folgendes *-i/j-* palatalisiert worden, weswegen die Schreiber es für redundant gehalten hätten, dieses *-i/j-* auch zu schreiben, scheint mir aber wenig befriedigend.

ærne (s. v. *ørn*); Hs 7 **-riti** = *-rētti* (s. v. *liūðrēttir*); Ög 136 **skialti** (s. v. *skjöldr*) statt lautgesetzlichem **skildi* schließlich legt wegen des Brechungsdiphthongs Ausgleich nach dem Nominativ Singular nahe (wie **-beornar-**, s. o. [ii.](#)).

iv. Akkusativ Wir finden fast ausschließlich endungslose Formen dieses Casus: So gibt das SRoR allein für **sun** exakt 325 Belegstellen an! Der Vollständigkeit halber seien noch hinzugefügt:

1. (a) Vg 95, 98, 165 **(-)son** und mit (nur graphischer) Tilgung des Auslautnasals Vg 123 **su**; Hs 7 **rit** (s. v. *rētt*); die Personennamen(hinterglieder) Vg 173 **purþ**, Vg 25 **þorþ**; Vg 115, 139, 150 **-mut**;
(b) ohne Umlautschreibung **skibuarþ** (s. v. *skipvǫrðr*);
2. (a) mit monographischer Brechungsschreibung Vg 113, 157, 184 **(-)burn**;
(b) mit digraphischer Brechungsschreibung sechs mal (Vg 17 etc.) **(-)biurn**;

Daneben kommt dreimal eine scheinbar noch unsynkopierte Form **sunu** (Ög 8, 136, Vg 162) vor; zweimal außerdem **suna** (Sö 272, 333), welches analogisch dem ebenfalls präsynkopischen {Akk. Sg. masc. a} nachgebildet sein dürfte.

Fraglich ist schließlich, ob der allerdings unsichere Beleg U 42 **suaun** einen analogen Umlautvokal kennzeichnen soll, wie er im Altschwedischen erscheint: *søn* (Noreen 1904: § 395, Anm. 2).

3.2.1.2 Plural

i. Nominativ Dieser Casus zeigt allermeistens die Endung **-iR**: **sunir** (22 mal) neben Sö 145 **snir** und U 208 **sunir**; Ög 136 (zweimal) **tikir** (s. v. *tigir*). Vereinzelt finden sich zwar auch die Formen U 498 **sunir** und Sö 70, U 473, 503 **sunR**. Diese dürften aber (falls überhaupt richtig gelesen) eher Verschreibungen darstellen.

ii. Genitiv Der einzige Beleg eines *u*-Stamms dieses Casus scheint U 130 **sunu** zu sein. Zwar kommen auch in anderen Stammklassen Genitive Plural auf **-o** vor, z. B. U 1011 **mono** zu *maðr*. Viel häufiger erscheint im Allgemeinen aber eine Endung auf **-a**. Da der Genitiv Plural schon in vorurnordischer Zeit generalisiert wurde (s. o. [1.2.2.1](#)), liegt die Annahme einer Endung **-a** auch für die *u*-Stämme nahe.

iii. Dativ Der einzige Beleg eines *u*-Stamms dieses Casus zeigt wenig überraschend die bereits (vor)urnordisch generalisierte Endung **-um** (vgl. [1.2.2.3](#)): U 347 **sunum**.

iv. Akkusativ Zunächst zeigen 14 Belege etymologisch ‘richtiges’ **-u**: 13 mal **sunu** und einmal (Vg 4) **tiauku** (s. v. *tigir*). Doppelt so oft, nämlich 30 mal belegt ist aber bereits die Endung **-i**, welche Analogie zum entsprechenden Casus der *i*-Stämme darstellen dürfte: 29 mal **sunir** und einmal (Sö 206) **synir**. Letzteres zeigt über die Entlehnung

der Endung hinaus sogar (graphisch gekennzeichneten) *i*-Umlaut des Wurzelvokals. Zur Form Ög 153 **suau** vgl. o. [iv](#).

3.2.2 Dänische Belege

Die folgenden Angaben sind Brøndum-Nielsen 1935: § 461 und DR: 754 f. entnommen. Die Zahl vor einem Beleg bezeichnet die Editionsnummer in DR.

3.2.2.1 Singular

i. Nominativ Eine Endung auf *-R* zeigen noch 291 **sunR** und verschiedene Personennamen auf *-mundr* (6, 133 **kupmuntr**, 15–16 **asmunr**) und 108 **smipr** ‘Schmied’ neben häufigem **sun**, das die bereits genannte Assimilation an den Stammauslaut zeigt: *sun* < *sunR*.

Daneben finden sich aber bereits endungslose Formen wie 371 **kupmund**, 38 **smip**, die den späteren Zusammenfall mit dem Akkusativ vorwegnehmen. Das Namenhinterglied *-bjørn* zeigt eine Reihe interessanter Allographie für den Brechungsdiphthong: 297 **-biurn**, 347 **-biorn**, 282–283 **-burn**, 25 **-birn**, 33 **bern**, 378 **-biarn**. Besonders letzteres steht dabei im Verdacht der Analogie zum Gen. Sg. *biarnar*.

ii. Genitiv Dieser zeigt regelmäßig *-aR* in 58 **kupmutaR**, 218 **-biarnaR**, in späterer Zeit auch *-ar*: 163 **-muntar**, 353 **-biornar**, welches wiederum dem Nominativ nachgebildet wirkt. Hier finden wir auch die einzigen Belege für je einen femininen und neutralen *u*-Stamm, beide ebenfalls auf *-aR*: 282–283 **handar**, 143, 263 **fear**.

iii. Dativ Die wenigen Belege zeigen durchgängig die Endung *-i*, und zwar ohne Kennzeichnung des Wurzelumlauts: 97 **sun** (*syni*), 114 **maki** (*mægi* zu *mōgr*).

iv. Akkusativ Ein einziger Beleg dieses Casus zeigt noch den erhaltenen Endungsvokal: 356 **sunu**. Im Übrigen aber sind die Belege stets endungslos: 190 **kupumut**; 279 **(-)biurn**, 399 **aupbiarn** (dieses dürfte Analogie zum Genitiv sein, der sogar in derselben Inschrift belegt ist als **aupbiarnar**); rund 30 mal **sun**.

3.2.2.2 Plural

i. Nominativ Dessen alte Endung *-iR* findet sich noch in viermal belegtem (107, 149, 209, 218) **sun***iR*. Weitere sichere Belege gibt es nach DR nicht.

ii. Genitiv Ein {Gen. Pl. *u*} ist inschriftlich nicht belegt.

iii. **Dativ** Ein {Dat. Pl. u} ist inschriftlich nicht belegt.

iv. **Akkusativ** Als einziges Beispiel für diesen Casus nennt DR 282 **sunu**, welches den alten Stammvokal bewahrt hat.

3.3 Zusammenfassung

Bezüglich der Flexion der *u*-Stämme treten uns auf den altnordischen Runeninschriften Schwedens und Dänemarks quasi identische Paradigmata entgegen, sieht man von geringeren lautlichen Unterschieden ab: zum einen erscheinen die gleichen Endungs-sätze und damit zusammenhängenden morphonologischen Alternanzen in allen Casus: Singular:

- Nominativ: *-R/-r* bzw. Assimilation an vorhergehenden Nasal (bei bestehendem Umlaut/Brechungsdiphthong der Wurzelsilbe durch altes *-u-*);
- Genitiv: *-aR/-ar* (gegebenenfalls mit *a*-Brechung des Wurzelvokals);
- Dativ: *-i* (welches *i*-Umlaut bewirkt);
- Akkusativ: *-Ø* (bei bestehendem Umlaut/Brechungsdiphthong der Wurzelsilbe durch altes *-u-*);

Plural:

- Nominativ: *-IR/-ir* (bewirkt gegebenenfalls *i*-Umlaut);
- Genitiv: *-a* (mit etwaiger *a*-Brechung des Wurzelvokals);
- Dativ: *-um* (wobei das *-u-* gegebenenfalls Umlaut oder Brechung bewirkt);
- Akkusativ: *-u* (wobei das *-u-* gegebenenfalls Umlaut oder Brechung bewirkt), *-i* (fallweise mit Umlaut des Wurzelvokals).

In diesem Zusammenhang muss erwähnt werden, dass die Durchführung des *u*-Umlauts nicht universell gegolten haben dürfte, wie das Altgutnische zeigt (4.4). Sieht man allerdings von dieser Einschränkung ab, ergibt sich zusammengenommen folgendes ‘Idealparadigma’ mit einem hohen Maß an Stammallomorphie (wie noch von der konservativsten Tochter des Altnordischen, dem Altisländischen, bezeugt):

	Singular	Plural
Nom.	<i>biorn</i>	<i>birnir</i>
Gen.	<i>biarnar</i>	<i>biarna</i>
Dat.	<i>birni</i>	<i>biornum</i>
Akk.	<i>biorn</i>	<i>biornu</i>

Tabelle 9

Das Flexionssystem zeigt hier bereits den fertigen Ausbau von der rein äußeren zu einer kombinierten Außen- und Innenflexion: zwar könnte man einerseits annehmen,

dass die bewahrten Endungsvokale noch rein morphonologische Alternanzen bewirken (können) im Sinne synchroner Regeln vom Typ $^{\circ}\acute{e} \rightarrow [^{\circ}j\acute{q}-]/_{}^{\$}u$; andererseits aber legen die offenkundigen Umlaut- und Brechungsprodukte bei gleichzeitigem Verlust ihrer *trigger* im Nominativ und Akkusativ Singular nahe, dass die ursprünglichen Allophone bereits phonologisiert, die Stammalternanzen folglich morphologisiert waren; man darf also bezweifeln, dass ein tatsächlicher morphonologischer Zusammenhang von Stammallomorph und Flexiv noch vorhanden war.

Dass er es nicht oder zunehmend weniger gewesen sein dürfte, sehen wir auch an der für den ostnordischen Bereich bereits typisch werdenden Tendenz zum intraparadigmatischen Ausgleich, welcher das Altwestnordische in wesentlich geringerem Ausmaß berührt (Noreen 1923: §§ 393 ff.) Diese Ausgleichsbewegungen gehen in mehrere Richtungen, wobei nicht immer nur die ‘unmarkierten’ Casus den Ausgangspunkt bilden: etwa finden wir neben einem der ‘Nennform’, dem Nominativ Singular, nachgebildeten rdän. **biornar**, rschw. **-beornar-** {Gen. Sg.} auch das Gegenbeispiel: rschw. **biærn** {Nom. Sg.} und rdän. **biarn** {Akk. Sg.}, welche einem Genitiv nachgebildet sein dürften (letzteres sogar mit annähernder Sicherheit, da der Gen. Sg. **-biarnar** in derselben Inschrift belegt ist). Man darf übrigens davon ausgehen, dass ähnliche Ausgleichstendenzen auch die verschiedenen Umlautvokale der Wurzelsilbe betroffen haben, was sich aber anhand des defizitären Zeichenvorrats der wikingerzeitlichen Runenreihe nicht nachweisen lässt.

Zu erwähnen ist schließlich der auffällige Befund des Akkusativ Plural im Runenschwedischen, der bereits überwiegend die Endung der *i*-Stämme zeigt. Diese ist auch im Altwestnordischen keine Seltenheit und ihr Auftreten kaum verwunderlich, da der Endungssatz der *i*- und *u*-Stämme nunmehr bis auf den Akkusativ Plural identisch ist; eine Unterscheidung ist aber weiterhin durch die neue Binnenflexion gegeben.

Kapitel 4

Die Einzelsprachen

4.1 Einleitung

Gegen Ende der altnordischen Periode kommt es vor allem infolge verschiedener Lautwandelprozesse zu einer zunehmenden dialektalen Differenzierung, welche schließlich ab dem 11. Jahrhundert in die allmähliche Aufspaltung des Altnordischen in die handschriftlich bezeugten Einzelsprachen mündet. Kann man im 12. Jahrhundert noch eine vorläufige Spracheinheit Dänemarks und Schwedens vermuten, ist spätestens mit dem Beginn der literarischen Überlieferung zumindest von vier Einzelsprachen auszugehen, dem (ebenfalls noch kaum geschiedenen) Altnorwegisch-Altisländischen, Altdänischen, Altschwedischen und Altgutnischen. Hervorgehoben wird in diesem Zusammenhang der gewöhnlich dem Dänischen zugerechnete Dialekt Schonens, der auch sprachlich an der Grenze zum Schwedischen liegt.

Den Beginn der altskandinavischen Sprachstufe markiert das Einsetzen der literarischen Überlieferung in lateinischer Schrift. In Dänemark sind dies die ersten Gesetzestexte kurz nach 1170, Schweden folgt dem ungefähr 1225. Bemerkenswerterweise klafft sowohl in Schweden als auch Dänemark zwischen der runeninschriftlichen altnordischen und der handschriftlichen einzelsprachlichen Überlieferung eine längere Lücke: keine Inschriften sind belegt ab ca. 1050 in Dänemark, ab 1100 in Schweden. Das Ende der Periode wird gewöhnlich um 1350 angesetzt, und zwar aufgrund des enger werdenden Sprachkontakts mit dem Niederdeutschen in der Hanse, welches einen tiefen Eindruck im Lexikon aller festlandskandinavischen Sprachen hinterlässt. Das Mittelschwedische (und ebenfalls um diese Zeit einsetzende Mittelnorwegische) ist zudem durch eine starke morphologische Vereinfachung definiert, welche das Dänische schon zwei Jahrhunderte davor durchgeführt hat. In die Zeit um 1350 fällt außerdem die Einführung einer ersten Schriftnorm in Schweden (Ottosson 2002: 788).

Die altskandinavischen Sprachen werden gewöhnlich in die zwei Gruppen Ostnordisch, d. i. Dänisch und Schwedisch, und Westnordisch, d. i. Norwegisch und Isländisch

(und Färöisch), eingeteilt. Das Altgutnische lässt sich nur schwer in eine dieser Gruppen zwängen, wie wir noch sehen werden. Im Folgenden führe ich einige lautliche Unterschiede zwischen dem Altostnordischen und dem Altwestnordischen an. Die Auswahl beinhaltet ausschließlich morphonologische Prozesse, weil diese das Flexionssystem am nächsten betreffen (Ottosson 2002: 790 f.):

1. Die verschiedenen Umlaute treten im Altwestnordischen wesentlich häufiger ein, nämlich:
 - (a) der *a*-Umlaut *u* > *o*: aisl. *boð* : aschw. *bup* ‘Angebot’;
 - (b) der *i*-Umlaut: aisl. *heldr*, *skýtr* : aschw. *halder*, *skiüter* ‘hält’, ‘schießt’;
 - (c) der *u*-Umlaut *u* > *ø*: aisl. *lond*, *søk* : aschw. *land*, *sak* ‘Land’, ‘Rechtssache’.
2. Demgegenüber zeigt das Altostnordische in weiterem Umfang *a*-Brechung: aisl. *ek* (< *eka*), *stela* : aschw. *jak*, *stjala* ‘ich’, ‘stehlen’;
3. der *w*-Umlaut des Westnordischen entspricht dafür zum Teil einer *w*-Brechung im Ostnordischen (urn. *i/_ngw*, *nkW*, *ggw* > aon. *iu*): aisl. *syngva*, *søkkva* (< *sekkwa* < **sinkwan*) : aschw. *siunga*, *siunka* ‘singen’, ‘sinken’.

Ähnliche Tendenzen lassen sich auch innerhalb der Substantivflexion fassen anhand der in verschiedene Richtungen gehenden Ausgleichsbewegungen, welche die reiche Stammallomorphie des Altnordischen betreffen.

4.2 Altdänisch

Neben der gerade besprochenen Ost-West-Dichotomie des Altskandinavischen scheinen grundlegende Sprachwandel der Zeit von Süden ausgehend allmählich nach Norden zu wandern (Ottosson 2002: 790). Im Sinne der Wellentheorie Schmidts ist das Epizentrum dieser sprachlichen Innovationsbewegung Dänemark. In Hinblick sowohl auf phonologische als auch morphologische Reduktion nimmt das Altdänische eine Vorreiterstellung ein und ist den zeitgenössischen Schwestersprachen eigentlich bereits eine Sprachperiode voraus, weswegen Skautrup und Brøndum-Nielsen die Sprache auch ‘(ældre) middeldansk’ genannt haben (Ottosson 2002: 790).

Den Ausgangspunkt der radikalen Reduktionstendenzen bilden die neuen prosodischen Gegebenheiten im Altdänischen: infolge der ‘dänischen Akzentballung’, d. h. einer Intensivierung des Akzentdrucks auf der Wurzelsilbe, kommt es zu einer Vokalschwächung in unbetonten Silben, und zwar ungefähr in der folgenden Reihenfolge, ausgehend von drei altnordischen Vokalphonemen in unbetonter Silbe: (1) <a, i, u> > (2) <a, e, o> > (3) <a, e> > ə (> (4) altjüt. Ø) (Schulte 2002: 877). Der Schwa-Laut [ə]/Stufe (4) wird dabei meist <æ> geschrieben, es kommen aber (tendenziell komplementär verteilt) auch <i> und <u> vor. Der Zusammenfall bzw. völlige Schwund von End(ungs)silbenvokalen, welcher innerhalb der altskandinavischen Periode nur im Jütischen eintritt, zieht auch eine morphologische Vereinfachung nach sich: Bei allen

Stammklassen ist die Entwicklung zu beobachten, dass zuerst Nominativ und Akkusativ in der Akkusativform zusammenfallen, wonach auch der Dativ folgt, sodass also eine gemeinsame Grundform anstelle von Nominativ, Akkusativ und Dativ entsteht. Die Genitivendung -s wird schon im Altnordischen vom Singular der *a*-Stämme ausgehend langsam auf alle Masculina übertragen. In altdänischer Zeit weitet er sich aber auch auf die anderen Genera und schließlich sogar auf den Plural aus. Nach Abschluss dieses Prozesses liegt ein System einheitlicher Grundformen in Singular und Plural vor, woran jeweils ein -s als Genitivmarker tritt (Ottosson 2002: 791).

Allerdings zeigt das Altdänische eine breite dialektale Fächerung: sind die jütischen Dialekte etwa sehr progressiv, was phonologische und morphologische Reduktion anbelangt, steht das Altschonische in mancher Hinsicht dem Schwedischen näher als den Nachbardialekten, bewahrt drei unbetonte Vollvokale und alle vier Casus (Ottosson 2002: 791 f.). Um diese Diversität zu verdeutlichen, bildet Tabelle 10 die Entwicklung der *u*-Stammklasse innerhalb des Altdänischen graphisch ab. Sie folgt im Sinne der Wellentheorie keiner zeitlichen, sondern einer räumlich-dialektalen Betrachtungsweise. Das Altschonische, das bei weitem die archaischsten Züge innerhalb der altdänischen Dialekte zeigt, steht hier also nicht unbedingt als ältestes Zeugnis, sondern als Beispiel für einen konservativen Dialekt, der viele Merkmale einer gemeinsamen Vorstufe im Gegensatz zu anderen gleichzeitig belegten progressiven Dialekten bewahrt hat. Diese progressive Richtung, deren Hauptvertreter das Altjütische ist, wird unter der Rubrik ‘altdänisch’ zusammengefasst.

		altschonisch	altdänisch
Singular	Nom.	-æ <i>r</i> (> -∅)	-∅
	Gen.	-a, -æ	-æ (→ -∅) → -s
	Dat.	-i ^{±i}	→ -∅ ⁻ⁱ
	Akk.	-∅	-∅
Plural	Nom.	-i <i>r</i> ⁱ	-æ <i>r</i> / → -æ
	Gen.	-a	-æ (→ -æ <i>r</i>) → -æ(r)s
	Dat.	-um	→ -æ, -æ <i>r</i>
	Akk.	(-a/-i/-u ? >) -æ / → -æ <i>r</i> , -i <i>r</i> ^{±i}	(-a/-i/-u ? >) -æ / → -æ <i>r</i>

Tabelle 10

Zu den einzelnen Casus gilt folgendes (nach den Angaben bei Brøndum-Nielsen 1935: § 461 und Skautrup 1944: 266 ff.):

i. Nominativ/Akkusativ: Die Auflösung des Konsonantenclusters an. -Cr#⁵¹ durch Sprossvokal tritt im Dänischen z. T. bereits vor 1200 ein, vgl. adän. *akær* : aisl. *akr*

⁵¹ Für das Dänische kann übrigens ein erweiterter Epenthese-kontext angenommen werden, nämlich -Cr#, da auch in der Stellung -Cl# und -Cn# ein ‘Stützvokal’ eintritt: *aksel*, *våben* : aschw. *axl*, *våpn* ~ aisl. *oxl*, *våpn* ‘Achsel’, ‘Waffe’. Diese Epenthese ist in den Handschriften um 1300 voll durchgeführt (Skautrup

‘Acker’. Allerdings fällt diese Endung (mitsamt Sprossvokal) im Nominativ Singular um 1350 ab, was eine wichtige Isoglosse zum Altschwedischen bildet, das die Endung (mit Svarabhaktivokal) bewahrt. Auch hier erweist sich das Altjütische neben dem Altseeländischen als Vorreiter, während der Schwund im Altschonischen etwas später erfolgt. Demgegenüber bleibt die Endung sowohl altschwedisch wie altgutnisch zumindest bis gegen Ende der Periode erhalten. In späterer Zeit finden sich aber auch dort häufiger endungslose Formen wie *kost*, *skiold* u. dgl. (Schulte 2002: 877). Infolge dieser Apokope fällt zunächst der Nominativ mit dem seit altnordischer Zeit endungslosen Akkusativ zusammen.

Im Plural verläuft der Zusammenfall in umgekehrter Richtung, hier setzt sich der Nominativ durch. Allerdings dürfte hier zumindest im Fall der quer durch das Sprachgebiet auftretenden Akkusative auf *-r* Analogie als Auslöser gewirkt haben, wobei unentscheidbar bleibt, was als Vorbild für diese Formen gedient hat: in Frage kommen 1. der ererbte Nominativ Plural der *u*-Stämme, welcher im Schonischen noch regelmäßig mit der Endung *-ir* belegt ist; 2. der Akkusativ Plural der femininen *i*-Stämme auf *-ir*, welcher bereits im Altnordischen mit dem Nominativ gleichlautet und seinerseits auf die *i*-Masculina (urspgl. Nom. *-ir*, Akk. *-i*) übertragen wird; 3. die Wurzelnomina, welche ebenfalls in Nominativ/Akkusativ homonym sind: *-rⁱ*; 4. die *r*-Stämme, ebenfalls in Nom./Akk. homonym; vor allem in diesem Fall kann aufgrund des semantischen Bezugs zu einer hochfrequenten Verwandtschaftsbezeichnung wie *sun* ein struktureller Einfluss vermutet werden.

ii. Dativ: Auch dieser Casus ist im Allgemeinen bereits durch den Nominativ/Akkusativ ersetzt und nur mehr in einzelnen Phrasen fossilisiert: ndän. *i hænde, fra borde* etc. Eine Ausnahme bildet wieder das Altschonische, für das Brøndum-Nielsen zahlreiche Belege anführt, teils mit, teils ohne Durchführung des *i*-Umlauts: *syni, ræti; suni, koste*. Allerdings zeigen sich auch hier in späterer Zeit endungslose Formen: *kost, ræt*.

Im Plural wird der Dativ um 1300 ebenso durch den Nominativ/Akkusativ verdrängt, wobei erstarrte Phrasen die ursprüngliche Form bis heute belegen: ndän. *(i)mellem* (< *i mællum*) ‘(in)mitten’, *stundom* ‘manchmal’. Eine Ausnahme bildet auch hier das Altschonische, welches die generalisierte Endung noch bewahrt, z. B. *costum*.

iii. Genitiv: Als letzter Casus unterliegt der Genitiv der morphologischen Reduktion. Zwar bleibt er als paradigmatische Kategorie erhalten, seine Endung wird aber durch diejenige der *a*-Stämme ersetzt. Er zeigt folgende Entwicklung: im Singular schwindet zunächst auslautendes *-r*, sodass die Endung *-a* bzw. *-æ* stehen bleibt, wie im Altschonischen üblich: *rætta, sunæ*; in einem zweiten Schritt schwindet auch dieser Vo-

1944: 250 f.), während sie im Schwedischen erst für die mittelskandinavische Periode nachweisbar ist: *axel, vapen* (Wessén 1970: 67).

kal, und die reine Wurzel wird als Genitiv verwendet, was sich zuerst in westdänischen Texten zeigt: *sun*, *and*. Gleichzeitig beginnt bereits die Generalisierung der Flexionsendung -s der *a*-Stämme, welche zunächst auch auf die Feminina, nach und nach aber auf alle Stammklassen und schließlich sogar auf den Plural übertragen wird: *ands*, *suns*. In dieser labilen Zeit tritt übrigens auch eine Tendenz in Erscheinung, die Grundform (d. h. den ehemaligen Nom. Sg.) zu verwenden: altjüt. *mæth hans sūnær rath* ‘mit seiner Söhne Rat’.

4.3 Altschwedisch

Das Altschwedische zeigt im Gegensatz zu seinem dänischen Nachbarn wenig dialektale Differenzierung, nur den Dialekt der Landschaft Västergötland heben einige Gemeinsamkeiten mit dem Altnorwegischen hervor, so z. B. Vokalharmonie und Bewahrung des Konsonantenclusters -*Cr*# (Ottosson 2002: 792). Einer der wesentlichen Unterschiede zum Altdänischen ist die Erhaltung dreier unbetonter Vokale sowie der Endung -*r* im Nominativ Singular. Dies bewahrt das Altschwedische als relativ konservative Tochter des Altnordischen, wie Tabelle 11 anhand der Flexion der *u*-Stämme zeigt.

	Singular	Plural
Nom.	- <i>er</i> ^u	- <i>i(r)</i> , - <i>e(r)</i> ⁱ
Gen.	- <i>a(r)</i> , <i>æ(r)</i> ^a	- <i>a</i> ^a
Dat.	- <i>i</i> , - <i>e</i> ⁱ	- <i>um</i> , - <i>om</i> ^u
Akk.	- <i>Ø</i> ^u	(- <i>u</i> , - <i>o</i> ^u) - <i>i</i> , - <i>e</i> ⁱ

Tabelle 11

Hinsichtlich des Endungssatzes zeigen sich nur geringe Unterschiede zum Altnordischen: Zum einen wird Mitte des 13. Jahrhunderts, also etwas später als im Altdänischen, der Konsonantencluster -*Cr*# durch Anaptyxe aufgelöst; keine Epenthese findet sich allerdings im Äldre Västgötalagen, ebensowenig in zwei Handschriften des Upplandslagen sowie im Altgutnischen (Wessén 1970: 66 f.). Vom Beginn der Überlieferung an schwindet außerdem -*r*# in unbetonter Silbe nach *a*, teilweise auch nach *i* und *u*: *suna(r)/sona(r)* {Gen. Sg.}, *syni(r)*, *gatu(r)* {Nom. Pl.} (Ottosson 2002: 791). Die Schwankungen zwischen *i*, *e* einerseits und *u*, *o* andererseits beruhen schließlich auf der teilweisen Schwächung bzw. Zentralisierung unbetonter hoher Vokale (Riad 2002: 899). Einer Erklärung bedarf aber noch die Endung -*i* des Akkusativ Plural. Diese dürfte der Flexion der *i*-Stämme entommen sein und geht bis in die altnordische Zeit zurück (vgl. 3.2.1).

Was den Ausgleich morphologisch bedingter Alternanzen betrifft, geht dieser in mehrere Richtungen (Noreen 1904: § 413):

1. *u*-Umlaut wird meist beseitigt, z. B. *vander* : aisl. *vǫndr* 'Stab'.
2. *i*-Umlaut wird teils durchgeführt, teils beseitigt: *sunī* {Dat. Sg.} statt *synī*, *lōter* {Nom. Sg.} statt *loter*. Häufig kommen aufgrund dieser Schwankungen auch Doppelparadigmen vor, z. B. *vaxter* ~ *væxter*.
3. Brechung wird grundsätzlich verallgemeinert, was schon aus altnordischer Zeit bekannt ist, vgl. rschw. **skialti** {Dat. Sg.} statt **skildi*. Eine Ausnahme hierzu bildet *tiugher* neben *-tigher*. Beinhaltet ein Paradigma verschiedene Brechungsprodukte, können auch hier parallele Paradigmen entstehen, z. B. *fiorþer* ~ *fiærþer* (mit durchgeführter *u*- bzw. *a*-Brechung).

Die Flexion der *u*-Stämme erfährt somit insofern eine Vereinfachung, als die Herausbildung einer inneren Flexion im Altnordischen größtenteils wieder rückgängig gemacht wird, sodass wir eine überwiegend durch Suffigierung realisierte Flexion vorfinden. Der weitergehende Umbau hin zu einem stark reduzierten System von Grundform und Genitivmarker, wie er im Altdänischen in weiten Gebieten bereits umgesetzt ist, findet im Altschwedischen auf ganz ähnliche Weise, jedoch erst wesentlich später statt: der Zusammenfall des Nominativs mit dem Akkusativ Singular ist um 1400 innerhalb der starken, jedoch erst am Ende der mittelskandinavischen Periode (um 1500) bei den schwachen Substantivstammklassen abgeschlossen. Ungefähr zur selben Zeit fallen die beiden Casus auch im Plural zusammen. Auch der Ausgleich der Genitivendung in allen Klassen fällt in diesen Zeitraum: Erst um 1500 ist *-s* die häufigste Genitivendung in Singular und Plural. Gleichzeitig fällt auch der Dativ Singular mit dem Akkusativ zusammen, im Plural hält sich die Endung *-um* (später *-om*) sogar bis ins 16. Jahrhundert (Mörck 2005: 1130 ff.).

4.4 Altgutnisch

Jedenfalls als eigene Sprache zu behandeln ist das Altgutnische, da „es sich von der ältesten literarischen Sprachform des sonstigen aschw. (und adän.) mehr unterscheidet, als diese beiden Sprachen voneinander verschieden sind“ (Noreen 1904: § 9). Über die Unterschiede zu seinen geographischen Nachbarn hinaus widersetzt es sich auch der sonst gängigen Einteilung in Ost- und Westnordisch, indem es (a) wesentliche ostnordische Entwicklungen nicht mitmacht, (b) teilweise sogar westnordische Charakteristika aufweist, und (c) in mancher Hinsicht ganz eigene Sonderentwicklungen zeigt. Dazu ein paar Beispiele (entnommen Noreen 1904: § 9; Schulte 2002: 879):

- (a) Die ostnordische Monophthongierung bleibt im Altgutnischen aus, z. B.: aschw. *stēn*, *drōma* : agutn. *stain*, *drauma* 'Stein', 'träumen'.

- (b) Anlautendes *w-* fällt im Altgutnischen vor *-r-* aus, so auch im Altwestnordischen: aisl. *reiði* ~ agutn. *raiði* : aschw. *vrēper* ‘Zorn’.
- (c) Der Diphthong *iū* wird im Altgutnischen triphthongiert zu *iau*: aisl. *bjóða*, *fljúga* ~ aschw. *biūpa*, *flygha* : agutn. *biauþa*, *fliauga* ‘bieten’, ‘fliegen’; *a*-Brechung und *i*-Umlaut sind in weiterem Umfang durchgeführt als in allen Schwestersprachen: agutn. *steþr* : aschw. *staþer* ~ aisl. *staðr* ‘Ort’; agutn. *biera* : aschw./aisl. *bera* ‘tragen’; umgekehrt tritt kein *u/w*-Umlaut ein: agutn. *havuþ*, *hagga* : aschw. *hovuþ*, *hogga* ~ aisl. *hqvudð*, *hoggva* ‘Kopf’, ‘schlagen’.

Die Überlieferung des Altgutnischen ist spärlich, es ist nur eine größere Handschrift erhalten, die den Gesetzestext *Gutalagen* und die *Gutasagan* enthält. Infolgedessen sind nicht alle Casus der *u*-Stämme belegt, nämlich (nach Noreen 1904: § 412 f.): Nom. Sg. *biern*, Gen. Sg. *lutar*, Dat. Sg. *syni*, *veþuri*, Nom. Pl. *lutir*, *synir*, Dat. Pl. *synum*, Akk. Pl. *lutu*, *syni*, *veþru*.

Die restlichen Casus zu rekonstruieren bereitet aber wenig Schwierigkeit: (a) Der Nominativ Singular ist mit großer Wahrscheinlichkeit aus dem Altnordischen bewahrt; auch im Kontext *-Cr#* zeigt das Altgutnische keine Epenthese, vgl. etwa den *a*-Stamm *fiskr* (Noreen 1904: § 383.1 a); (b) Der Akkusativ Singular aller starken Masculina war schon in altnordischer Zeit endungslos, weswegen auch hier nichts anderes anzunehmen ist; (c) Der Genitiv Plural schließlich wird schon in urnordischer Zeit generalisiert und ist somit wie in allen anderen Stammklassen als *-a* anzusetzen.

	Singular	Plural
Nom.	*- <i>r</i>	- <i>ir</i> ^{±i}
Gen.	- <i>ar</i> ^a	*- <i>a</i> ^a
Dat.	- <i>i</i> ⁱ	- <i>um</i>
Akk.	*-∅	- <i>u</i> , - <i>i</i> ^{±i}

Tabelle 12

Wie aus Tabelle 12 abzulesen, ist die altnordische Flexion der *u*-Stämme im Gutnischen fast unverändert fortgesetzt. Vom identischen Endungssatz bis hin zur Fluktuation zwischen ererbtem *-u* und analogischem *-i* im Akkusativ Plural abgesehen zeigt sich allerdings auch hier ein wenn auch geringes Maß an Ausgleichung, vgl. die *a*-Brechung im Nom. Sg. *biern* sowie den (fehlenden) *i*-Umlaut der Formen *lutir* und *synum*. Um dazu weitergehende Aussagen treffen zu können, ist die Beleggrundlage jedoch schlicht zu dünn.

4.5 Zusammenfassung

Zusammenfassend ist, wie bereits oben angedeutet, eine starke Annäherung an die Flexion der *i*-Stämme zu konstatieren: hinsichtlich der Endungen stimmen die Masculina beider Flexionsklassen nach der vermutlich schon aus altnordischer Zeit stammenden (s. o. 3.3) analogischen Entlehnung der Endung *-i* {Akk. Pl. masc. *i*} sogar völlig überein. Ein wichtiger Unterschied ergibt sich aber aus den verschiedenen Mustern der Binnenflexion: während die *i*-Stämme den Umlaut auf alle paradigmatischen Positionen verallgemeinert haben, zeigen die *u*-Stämme solchen nur vor tatsächlich vorhandenem (ererbtem oder analogischem) *i*, also im Dativ Singular und Nominativ/Akkusativ Plural (Delsing 2002: 928).

		altnordisch	altgutnisch	altschwedisch	altdänisch
Singular	Nom.	$-R^{(u)}$	$*-r$	$-er^u$	$-\emptyset$
	Gen.	$-aR^a$	$-ar^a$	$-a(r)/\ae(r)^a$	$-s$
	Dat.	$-i^i$	$-i^i$	$-i/-e^i$	$-\emptyset$
	Akk.	$-\emptyset^u$	$*-\emptyset$	$-\emptyset^u$	$-\emptyset$
Plural	Nom.	$-iR^i$	$-ir^{\pm i}$	$-i(r)/-e(r)^i$	$-\ae/-\aer$
	Gen.	$-a^a$	$*-a^a$	$-a^a$	$-\aes/-\aers$
	Dat.	$*-um^{(u)}$	$-um$	$-um/-om^u$	$-\ae/-\aer$
	Akk.	$*-u^{(u)}/-i^{\pm i}$	$-u/-i^{\pm i}$	$-i/-e^i$	$-\ae/-\aer$

Tabelle 13

Tabelle 13 stellt die Flexion der Einzelsprachen der altnordischen gegenüber. Im direkten Vergleich zeigen sich das Altgutnische und Altschwedische als ähnlich konservativ. Was den Endungssatz betrifft, bewahren diesen beide Sprachen relativ vollständig, wobei das Altschwedische bereits beginnende Reduktionstendenzen in Form von Vokalzentralisierungen in den meisten Casus (Genitiv/Dativ Singular, Nominativ/Dativ/Akkusativ Plural) sowie dem partiellen Verlust von auslautendem *-r* zeigt. Auch die alte Akkusativ-Plural-Endung *-u* kommt nur mehr sehr sporadisch vor, während *-i* bei weitem überwiegt. Was die Allomorphik der Binnenflexion angeht, ist dem Altgutnischen zum einen wesentlich, dass eine Umlautwirkung von *u* ausbleibt; auch der *i*-Umlaut wird aber nur mehr zum Teil durchgeführt. Im Altschwedischen ist, wie wir gesehen haben, von umfassenden Ausgleichsbewegungen auszugehen, weswegen die Kennzeichnung der dortigen apophonischen Alternanzen eher Möglichkeiten als Gegebenheiten abbildet. Die Binnenflexion als solche wird dadurch bereits wieder schrittweise abgebaut.

In der Sprachentwicklung viel weiter fortgeschritten ist das Altdänische, dessen progressivere Dialekte zum Ende der altskandinavischen Zeit die Kategorie Casus streng genommen bereits eingebüßt haben: übrig bleibt die bis heute bestehende Flexion

durch Grundform und den alleinigen Possessivmarker -s. Bezüglich der Substantivflexion ist damit ein Sprachstand erreicht, den das Schwedische und Norwegische erst mit der neuskandinavischen Periode erreichen.

Kapitel 5

Nachwort

Die vorliegende Untersuchung hatte zum Zweck, anhand der Entwicklung der *u*-Stämme den typologischen Wandel der Substantivdeklinaton vom quasi-urgermanischen Stammklassenprinzip des Urnordischen über das durch Binnenflexion gekennzeichnete System des Altnordischen hin zur überwiegend suffigalen Flexion der altostnordischen Sprachen nachzuzeichnen.

Das Stammklassensystem kann dabei als beispielhaft für die Morphologie insgesamt gelten: die ausschließlich additive suffigale, genauer gesagt: fusionierende Flexion und die völlige Abwesenheit morphonologischer Erscheinungen erweist das Urnordische als typischen Vertreter des Typus der flektierenden Sprache. Im Laufe der Übergangszeit werden indessen ursprünglich bloß morphophonemische Umlaut- und Brechungsprodukte infolge umfassender Reduktionstendenzen morphologisiert und somit Teil des Flexionssystems, das nunmehr die alte additive äußere mit der neuen modifikatorischen inneren Flexion kombiniert. Diese prozessuale Dualität ist aber zumindest im beginnenden Ostnordischen nicht von langer Dauer: infolge verschiedener Ausgleichsbewegungen wird die Binnenflexion schon seit altnordischer Zeit zugunsten der Außenflexion immer weiter eingeschränkt und im Altdänischen schließlich wieder beseitigt, während das Altschwedische und besonders das Altgutnische noch beide Typen deutlich bewahren.

Diesen zweifachen Wandel des Flexionssystems möchte ich im folgenden noch einmal zusammenfassend beleuchten. Für die Analyse umfassender Sprachwandel im direkten Zusammenspiel von phonologischer und morphologischer Ebene hat sich in den letzten Jahrzehnten besonders die Natürlichkeitstheorie als fruchtbar erwiesen, weshalb ich diese im folgenden als methodischen Rahmen gewählt habe. Einer ihrer Mitbegründer und Hauptvertreter, W. U. Wurzel, hat den hier beschriebenen ganz ähnliche Vorgänge als ‘Natürlichkeitskonflikte’ interpretiert, d. h. Konflikte zwischen dem Streben verschiedener Sprachebenen nach immer zunehmender Natürlichkeit: so strebe einerseits die Phonologie jeder Sprache nach einem Optimum bezüglich der Artikula-

tion/Perzeption der sprachlichen Formen; die Morphologie dagegen nach einem Optimum bezüglich der Symbolisierung grammatischer Kategorien in den sprachlichen Formen. Mit anderen Worten: Die Phonologie sucht, die Lautkette jeder sprachlichen Äußerung der Beschaffenheit der Sprachorgane anzupassen, sozusagen deren Arbeit zu erleichtern, ist somit phonetisch motiviert; Die Morphologie dagegen hat zu ihrem Ziel die möglichst transparente formale Repräsentation der morphologischen Kategorien, ist somit semiotisch motiviert. Zu bemerken ist ferner, dass das Streben nach Natürlichkeit jede Sprachebene betrifft, es gibt also auch eine Natürlichkeit der Syntax, eine der Wortbildung etc. (Wurzel 2001: 29 f.).

Einige solche Natürlichkeitskonflikte möchte ich anhand der Geschichte der *u*-Stämme weiter erläutern: In den morphonologischen Prozessen der Übergangszeit finden wir etwa ein klassisches Beispiel für das Streben nach mehr phonologischer Natürlichkeit: der Prozess Umlaut bedeutet als regressive Fernassimilation eine Erleichterung für die Artikulationsorgane, indem die Bewegung der Zunge zwischen der Realisierung zweier Vokale verkürzt wird, z. B. ist [a] wesentlich zentraler im Mundraum als vorderes [i], weshalb eine Verlagerung des Artikulationsortes nach vorne, von [a] zu [æ], weniger motorischen Aufwand erfordert. In gleicher Weise sind Monophthongierung (keine Zungenbewegung), Vokalschwächung (zentralere Zungenstellung) bis hin zur Synkope, Kürzung usw. eine Ersparnis an Artikulationsenergie schlechthin und somit ebenfalls als Gewinn an phonologischer Natürlichkeit zu werten.

Aus Sicht der Morphologie stellen diese Entwicklungen allerdings nicht immer eine Verbesserung dar, weil sie eine Verdunkelung der Flexionsstrukturen zur Folge haben können: in manchen Fällen etwa den lautlichen Zusammenfall von Flexiven verschiedener Stammklassen, z. B. des urnordischen Nominativ Plural der *i*-Stämme **-īR* mit dem der *u*-Stämme **-iūr* in an. *-īR* (mit Umlautwirkung) oder des Dativ Singular der *a*-Stämme (*-ē*) mit dem der *u*-Stämme (*-iu*) in an. *-i*, beides infolge der Kürzung von Langvokal bzw. Diphthong (2.1.2.2); zusammen mit dem entsprechenden Kasus der *i*-Stämme, welcher die Endung *-i* bereits aus dem Urnordischen ererbt hat, wird die Allomorphie dreier Stammklassen im Dativ Singular ($\{\text{Dat. Sg. } a\} : \{\text{Dat. Sg. } u\} : \{\text{Dat. Sg. } i\}$) abgebaut; gesellt sich dazu noch der Akkusativ Plural der *i*-Stämme auf **-in(n)*, welcher aufgrund der Apokope von auslautendem Nasal (2.1.2.12) ebenfalls an. *-i* ergibt, fällt zudem eine paradigmatische Distinktion zumindest innerhalb einer Stammklasse ($\{\text{Dat. Sg. } i\} : \{\text{Akk. Pl. } i\}$) weg. In summa ergibt sich bis zum Altnordischen eine völlige Opazität des Stammklassensystems, welches in allgemein-linguistischer Terminologie deshalb richtiger als Flexionsklassensystem bezeichnet werden sollte (wobei der Stammklassenbegriff in diachroner Hinsicht freilich sinnvoll bleibt).

Die Zentralisierung aller Nebensilbenvokale bedeutet schließlich eine radikale Zunahme an phonologischer Natürlichkeit, welche einen ebenso radikalen morphologischen Abbau zur Folge hat: den Casussynkretismus, d. i. der allmähliche funktionelle

Zusammenfall zunächst des Nominativ mit dem Akkusativ, welchem dann der Dativ folgt, sodass nach Generalisierung des Genitiv- oder Possessivmarkers -s das Flexions-system die morphologische Kategorie Casus völlig abgebaut hat.

Der Beginn, für die konservativeren dänischen Dialekte auch der Abschluss, dieses radikalen morphologischen Wandels fällt bereits in die altskandinavische Periode. Typologisch besehen ist damit im Dänischen der heutige festlandskandinavische Stand bereits Ende des 14. Jahrhunderts erreicht. Das Altschwedische und Altnorwegische durchlaufen dieselbe Entwicklung, führen sie allerdings erst zum Anfang der neuskandinavischen Periode zu Ende, was uns hier nicht weiter betrifft.

Literaturverzeichnis

Th[orsten] Andersson, Nordgermanische Sprachen. In: RGA ²XXI (2002), 289–306.

Th[orsten] Andersson, Urnordische Sprache. In: RGA ²XXXI (2006), 559–562.

Elmer H. Antonsen, A Concise Grammar of the Older Runic Inscriptions (Tübingen 1975).

Alfred Bammesberger, Die Morphologie des urgermanischen Nomens (Heidelberg 1990).

The Nordic Languages. An international handbook of the history of the North Germanic languages, ed. Oskar Bandle et al., Bd. I (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 22, 1 ; Berlin–New York 2002).

Michael P. Barnes, The transitional inscriptions. In: Runeninschriften als Quellen interdisziplinärer Forschung: Abhandlungen des Vierten Internationalen Symposiums über Runen und Runeninschriften in Göttingen vom 4.–9. August 1995, ed. Klaus Düwel / Sean Nowak (= Ergänzungsbände zum RGA 15 ; Berlin–New York 1998), 448–461.

Helmut Beifuss, Diachrone Betrachtungen zur Wortbildung im Germanischen. Eine Studie zur Herkunft, Verbreitung und Weiterentwicklung der germanischen -ōþu-/ōdu-Bildungen (Frankfurt–Bern–New York–Paris 1991).

Thomas Birkmann, Von Ågedal bis Malt. Die skandinavischen Runeninschriften vom Ende des 5. bis Ende des 9. Jahrhunderts, (= Ergänzungsbände zum RGA 12 ; Berlin–New York 1995).

Thomas Birkmann, From Ancient Nordic to Old Nordic: Definition and delimitation of the period. In: Bandle et al. 2002, 691–698.

Dirk Boutkan, The Germanic ‘Auslautgesetze’ (= Leiden Studies in Indo-European 4 ; Amsterdam 1995).

Dirk Boutkan, A Concise Grammar of the Old Frisian Dialect of the First Riustring Manuscript (= NOWELE Supplement 16 ; Odense 1996).

- Wilhelm Braune / Frank Heidermanns, *Gotische Grammatik* (Tübingen ²⁰2004).
- Wilhelm Braune / Ingo Reiffenstein, *Althochdeutsche Grammatik I: Laut- und Formenlehre* (Tübingen ¹⁵2004).
- Joh[anne]s Brøndum-Nielsen, *Gammeldansk Grammatik i Sproghistorisk Fremstilling. III. Substantivernes Deklination*(København 1935).
- Karl Brunner, *Altenglische Grammatik. Nach der angelsächsischen Grammatik von Eduard Sievers* (Tübingen ³1965).
- Andrew Carstairs-McCarthy, *Inflection Classes*. In: *Morphologie/Morphology. Ein Internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung/An International Handbook on Inflection and Word-Formation*, ed. Geert E. Booij et al., Bd. I (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 17, 1 ; Berlin–New York 2000), 630–637.
- Antje Casaretto, *Nominale Wortbildung der gotischen Sprache: Die Derivation der Substantive* (Heidelberg 2004).
- Andrea de Leeuw van Weenen, *Rock or Rubble. Old Icelandic Material in Indoeuropean Studies. A Critical Evaluation of the Old Icelandic Material in Dirk Boutkan's *The Germanic 'Auslautgesetze'**. In: *Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik* 58 (2003), 55–71.
- Jan de Vries, *Altnordisches etymologisches Wörterbuch* (Leiden ²1962).
- Lars-Olof Delsing, *The morphology of Old Nordic II: Old Swedish and Old Danish*. In: Bandle et al. 2002, 925–939.
- Klaus Düwel, *Runenkunde* (= *Sammlung Metzler* 72 ; Stuttgart–Weimar ³2001).
- Klaus Düwel et al., *Zur Ikonologie der Goldbrakteaten, IX: Die philologische und ikonographische Auswertung von fünf Inschriftenprägungen*. In: *Frühmittelalterliche Studien* 9 (1975), 143–185.
- Berthold Forssman, *Studien zu einer runenschwedischen Grammatik. Die Nominalflexion in den Runeninschriften Västergötlands* (Hamburg 2002).
- Benjamin W. Fortson, *Indo-European Language and Culture. An Introduction* (= *Blackwell Textbooks in Linguistics* 19 ; Malden ²2010).
- Johan Hendrik Gallée, *Altsächsische Grammatik. 1. Laut- und Flexionslehre* (Halle 1891).
- Ottar Grønvik, *Fra Ågedal til Setre. Sentrale runeinnskrifter fra det 6. århundre* (Oslo 1987).

- Ottar Grønvik, Untersuchungen zur älteren nordischen und germanischen Sprachgeschichte (Frankfurt am Main–Berlin–Bern 1998).
- Einar Haugen, *The Scandinavian Languages* (Cambridge/Massachusetts 1976).
- Einar Haugen, *Scandinavian Language Structures. A Comparative Historical Survey* (Tübingen 1982).
- Hermann Hirt, *Handbuch des Urgermanischen. Teil II: Stammbildungs- und Flexionslehre* (Heidelberg 1932).
- Lis Jacobsen / Erik Moltke, *Danmarks runeindskrifter* (København 1942).
- Hans Krahe, *Germanische Sprachwissenschaft. I: Einleitung und Lautlehre. II: Formenlehre* (= Sammlung Götschen 2232. 2233; Berlin 1969, bearbeitet von Wolfgang Meid). *III: Wolfgang Meid, Wortbildungslehre* (= Sammlung Götschen 2234; Berlin 1969).
- Wolfgang Krause / Herbert Jankuhn, *Die Runeninschriften im älteren Futhark. I: Text. II: Tafeln.* (= Abh. der Akad. der Wiss. in Göttingen, Philolog.-Histor. Kl., 3. F., 65; Göttingen 1966).
- Wolfgang Krause, *Die Sprache der urnordischen Runeninschriften* (Heidelberg 1971).
- Tineke Looijenga, *Checklist Frisian Runic Inscriptions. In: Frisian Runic Inscriptions and Neighbouring Traditions. Proceedings of the First International Symposium on Frisian Runes at the Fries Museum, Leeuwarden 26–29 January 1994*, ed. Arend Quak / Paula Vermeyden (= *Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik* 45; Amsterdam–Atlanta 1996), 99–108.
- Rosemarie Lühr, *Die Gedichte des Skalden Egill* (= *Jenaer indogermanist. Textbearbeitungen* 1; Dettelbach 2000).
- È[nver] A[khmedovich] Makaev, *The Language of the Oldest Runic Inscriptions: A Linguistic and Historical-Philological Analysis*, tr. John Meredig (= *Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien, Filologisk-Filosofiska serien* 21; Stockholm 1996 [Moskau 1965]).
- Endre Mörck, *Morphological developments from Old Nordic to Early Modern Nordic: Inflexion and word formation. In: Bandle et al. 2002*, 1128–1148.
- Karl-Heinz Mottausch, *Der Nominalakzent im Frühurgermanischen. Konstanten und Neuerungen* (Hamburg 2011).

- Gunter Müller, Studien zu den theriophoren Personennamen der Germanen (= Niederdeutsche Studien 17; Köln–Wien 1970).
- Robert Nedoma, Personennamen in südgermanischen Runeninschriften. Studien zur altgermanischen Namenkunde I, 1, 1 (= Indogerman. Bibliothek, 3. Reihe; Heidelberg 2004).
- Robert Nedoma, Die voraltfriesischen Personennamen der Runeninschriften auf dem Webschwert von Westeremden, dem Schwertchen von Arum und anderen Denkmälern. In: *Advances in Old Frisian Philology*, ed. Rolf H. Bremmer Jr. et al. (= *Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik* 64 [2007]; = *Estrikken/Ålstråke* 80; Amsterdam–New York), 299–324.
- Robert Nedoma, Text und Bild, Bild und Text: Urnordisch **undz** auf den Goldbrakteaten von Killerup-B und Gudme II-B. In: *Analecta Septentrionalia: Beiträge zur nordgermanischen Kultur- und Literaturgeschichte*, ed. Wilhelm Heizmann et al. (= *Ergänzungsbände zum RGA* 65; Berlin–New York 2009), 803–833.
- Robert Nedoma, *Kleine Grammatik des Altisländischen*. Dritte, erweiterte und aktualisierte Auflage (= Indogerman. Bibliothek, 1. Reihe; Heidelberg 2010).
- Sergio Neri, *I sostantivi in -u del gotico: morfologia e preistoria* (= *Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft* 108; Innsbruck 2003).
- Hans Frede Nielsen, *The Early Runic Language of Scandinavia. Studies in Germanic Dialect Geography* (Heidelberg 2000).
- Adolf Noreen, *Altnordische Grammatik. II: Altschwedische Grammatik. Mit Einschluss des Altgutnischen* (Halle/Saale 1904).
- Adolf Noreen, *Altnordische Grammatik. I: Altisländische und altnorwegische Grammatik (Laut- und Flexionslehre) unter Berücksichtigung des Urnordischen* (Halle/Saale ⁴1923 = Tübingen ⁵1970).
- Kjartan Ottosson, Old Nordic: A definition and delimitation of the period. In: Bandle et al. 2002, 787–793.
- Lena Peterson, *Svenskt Runordsregister* (2006). Online im Internet: URL <http://uu.diva-portal.org/smash/get/diva2:437203/FULLTEXT01>. (Stand: 6.3.2013).
- Eduard Prokosch, *A Comparative Germanic Grammar* (Philadelphia 1939).
- Bo Ralph, Phonological and graphematic developments from Ancient Nordic to Old Nordic. In: Bandle et al. 2002, 703–719.

- Hermann Reichert, Vier Miszellen zum Urgermanischen und 'Altrunischen'. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 132 (2003), 335–356.
- Tomas Riad, The phonological systems of Old Nordic II: Old Swedish and Old Danish. In: Bandle et al. 2002, 896–911.
- Don Ringe, A Linguistic History of English. I: From Proto-Indo-European to Proto-Germanic (Oxford–New York 2006).
- Stefan Schaffner, Das Vernersche Gesetz und der innerparadigmatische grammatische Wechsel des Urgermanischen im Nominalbereich (= Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft 103; Innsbruck 2001).
- Michael Schulte, Grundfragen der Umlautphonemisierung: Eine strukturelle Analyse des nordgermanischen *i/j*-Umlauts unter Berücksichtigung der älteren Runeninschriften (= Ergänzungsbände zum RGA 17; Berlin–New York 1998).
- Michael Schulte, The various Old Nordic dialects, their systems and their typology: A general survey of the classical Old Nordic of the High Middle Ages. In: Bandle et al. 2002, 871–882.
- Michael Schulte, Die Übergangsinschriften. Aspekte des transitorischen Laut- und Schreibungswandels. In: Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik 60 (2005), 11–26.
- M[ichael] Schulte, Übergangsinschriften. in: RGA ²XXXI (2006), 364–367.
- Michael Schulte, Der Problemkreis der Übergangsinschriften im Lichte neuerer Forschungsbeiträge. In: Zentrale Probleme bei der Erforschung der älteren Runen. Akten einer internationalen Tagung an der Norwegischen Akademie der Wissenschaften, ed. John Ole Askedal et al. (= Osloer Beiträge zur Germanistik 41; Frankfurt am Main 2010), 163–189.
- Elmar Seebold, Rez. Dirk Boutkan, The Germanic 'Auslautgesetze' (Amsterdam–Atlanta 1995). In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 118 (1996), 440–445.
- Peter Skautrup, Det Danske Sprogs Historie. I: Fra Guldhornene til Jyske Lov (København 1944).
- Wilhelm Streitberg, Urgermanische Grammatik (Heidelberg 1896).
- Martin Syrett, The Unaccented Vowels of Proto-Norse (= NOWELE Supplement 11; Odense 1994).

Alf Torp, Gamalnorsk Ordavleiding. Nyutgåva med rättelser och register ombesörjd av Gösta Holm (Lund 1974 [Marius Hægstad / Alf Torp, Gamalnorsk ordbok med nynorsk tyding (Kristiania 1909), 20–63.]).

Elias Wessén, Schwedische Sprachgeschichte (= Grundriss der germanischen Philologie 18; Berlin 1970).

Wolfgang Ullrich Wurzel, Flexionsmorphologie und Natürlichkeit. Ein Beitrag zur morphologischen Theoriebildung (= Studia Grammatica 21; Berlin ²2001).

Zusammenfassung

Die vorliegende Diplomarbeit befasste sich mit der Entwicklung der *u*-Stämme als Teil der (nord)germanischen Substantivdeklinations vom Urnordischen bis hin zu den ostnordischen Einzelsprachen der altskandinavischen Zeit. Die *u*-Stämme boten sich für eine solche Untersuchung aus zwei Gründen an: einerseits werden sie von allen für den morphologischen Wandel bedeutsamen (morpho)phonologischen Prozessen, insbesondere den verschiedenen Umlauten und Brechungserscheinungen betroffen, wodurch sie den Wandel des Flexionssystems insgesamt widerspiegeln; als Klasse sind sie andererseits nicht sehr umfangreich, sodass sie im gegebenen Rahmen behandelt werden konnten.

Ein besonderer Schwerpunkt lag dabei auf der Beschreibung des typologischen Wandels der Substantivdeklinations vom quasi-urgermanischen Stammklassenprinzip des Urnordischen hin zu einem durch zusätzliche Binnenflexion gekennzeichneten System des Altnordischen, welches dann im Ostnordischen beginnt, sich infolge zahlreicher Ausgleichsbewegungen zu einer wieder rein suffigalen Flexion zu wandeln, wie sie in den heute lebenden festlandskandinavischen Sprachen weiterbesteht.

Zu diesem Zweck war es notwendig, bezüglich der verschiedenen Sprachperioden auch verschiedene methodische Zugänge zu wählen: so forderte die äußerst spärliche Überlieferung der ältesten Runeninschriften zunächst, jeden Beleg einzeln zu prüfen. In dem entsprechenden Kapitel (1) nimmt deshalb die Diskussion der wenigen in der Literatur vorgefundenen Belege den größten Raum ein. Dagegen wurde bei der Behandlung der sogenannten Übergangszeit in Kapitel 2 in Ermangelung solider Belege ein breiter Überblick über die wesentlichen sprachlichen Entwicklungen dieser Umbruchszeit gegeben. Mit dem Wechsel zum jüngeren Futhark am Beginn der altnordischen Periode (Kapitel 3) dagegen steigt die Textproduktion rasant an, sodass die schiere Menge der Belege größeres Vertrauen in die Überlieferung erlaubte. Bezüglich der handschriftlichen Überlieferung schließlich standen verlässliche Handbücher und Grammatiken zur Verfügung, deren Daten in Kapitel 4 nur mehr der Extraktion und Strukturierung bedurften.

Das Urnordische

Der Titel ‘Trümmerklassen’ lehnt sich an den Begriff der Trümmersprachen an. Diese zeichnen sich durch eine unvollständige, bisweilen erratische Überlieferung aus, weswegen die Beschreibung der Grammatik einer Trümmersprache meist unvollständig bleibt. Ähnliches gilt für die Überlieferung der *u*-Stämme in urnordischer Zeit: wir finden Belege in vier Casus des Singular, dagegen keinen einzigen für den Vokativ und den gesamten Plural, weswegen in diesen Fällen auf eine Rekonstruktion anhand des Sprachvergleichs zurückgegriffen wurde.

Als verlässliche Belege der urnordischen *u*-Stamm-Flexion haben sich folgende Formen herausgestellt:

- i. Nom. Sg. KJ 66 *haukōþuR*, KJ 79 *waruR*;
- ii. Gen. Sg. KJ 60 *magōR*;
- iii. Dat. Sg. KJ 136 *Kunimundiu*;
- iv. Akk. Sg. KJ 75 *magu*, KJ 130 *laþōdu*.

Unsicher sind ferner KJ 47 *SigaduR*, KJ 50 *hapun* und KJ 67 *haukōþu* und *unaþu*. Einer linguistischen Analyse unzugänglich dürften KJ 24 ‘*asau*’ und das vielfach belegte **alu** sein. Für den Vokativ Singular, den gesamten Plural und das Neutrum wurden die jeweiligen Flexionssuffixe rekonstruiert. Zusammengenommen ergibt dies den in Tabelle 14 abgebildeten Endungssatz.

	Singular	Plural
Nom.	- <i>uR</i> , neutr. *- <i>u</i>	*- <i>iūR</i> , neutr. *- <i>ū</i>
Gen.	- <i>ōR</i>	*- <i>ō⁽ⁿ⁾</i>
Dat.	- <i>iū</i>	*- <i>umaR</i> /- <i>umiR</i>
Akk.	- <i>u</i>	*- <i>un(n)</i> , neutr. *- <i>ū</i>
Vok.	*- <i>u</i>	= Nom.

Tabelle 14

Diese Ergebnisse haben im Wesentlichen die Angaben in den Handbüchern bestätigt. Davon abweichend habe ich die Endung des Dativ Plural beurteilt, für deren Apokope ich in den urnordischen Belegen keinen Hinweis sehe. Abzulehnen war ferner der Ansatz eines Allomorphs -*ō* im Singular desselben Casus, wie er von Dirk Boutkan vertreten wurde.

Im Vergleich zum Urindogermanischen finden wir einen gründlichen Wandel der Wortstruktur vor. Geht man im Urindogermanischen noch von einer dreiteiligen Minimalstruktur des Wortes aus:

$$W \text{ (Wurzel)} + S \text{ (Suffix)} + E \text{ (Endung)}$$

sind Wurzel und Suffix im Urnordischen bereits fest miteinander verschmolzen:

Was die typologische Klassifizierung der urnordischen Substantivflexion betrifft, ist folgendes festzuhalten: Diese geschieht ausschließlich durch äußere Flexion, genauer durch Suffigierung, welche nach Humboldt weiter als fusionierend kategorisiert werden kann, indem ein einzelnes Morphem mehrere grammatische Kategorien ausdrückt. Morphonologische Schwankungen, wie sie ab der Übergangszeit charakteristisch für das nordgermanische Flexionssystem werden, finden sich noch keine. Das Urnordische erweist sich dadurch als typischer Vertreter einer altindogermanischen Sprache und ist bezüglich seiner Nominalmorphologie etwa dem Lateinischen nicht unähnlich. Erst in der Übergangszeit zum Altnordischen bilden sich charakteristisch nordgermanische Züge heraus.

Die Übergangszeit

Sämtliche potentiellen Belege eines *u*-Stammes der Übergangszeit (*hapu*, *Kunimundiu*, *unapu*, *hakōpu*, *lapop*, *Alu*, *mægiu*) erwiesen sich als unsicher. In Ermangelung einer verlässlichen Beleggrundlage konnte deshalb für die Übergangszeit ein Paradigma weder beschrieben noch rekonstruiert werden. Indem die Periode aber gerade durch sprachliche Umbrüche definiert ist, wäre die Annahme eines stabilen und konsistenten Flexionssystems vermutlich ohnehin verfehlt.

Eine Kerngruppe der Übergangsinschriften, die Blekinger Steine (KJ 95–98), befinden sich etwa mitten im Umbau des phonologischen und morphologischen Systems und geben Auskunft über die wichtigsten Entwicklungen und Entwicklungstendenzen der Übergangszeit wie die zunehmende Schwächung von Vokalen in unbetonter Silbe bis hin zur Synkope, das Auftreten der (morpho)phonologischen Prozesse Umlaut und Brechung bei teilweiser Bewahrung der auslösenden Vokale, erste Monophthongierungen und Satzsandhi. Mit der norwegischen Eggja-Inschrift (KJ 101) ist indessen ein Sprachstand erreicht, der dem Altnordischen bereits äußerst nahe kommt. Dies zeigen unter anderem

- (a) die völlige Durchführung der Synkope selbst in Kompositionsfugen und die daran anschließenden weitreichenden Kontraktionsprozesse ;
- (b) das Fehlen der für die Übergangsinschriften charakteristischen Svarabhaktivokale ;
- (c) der Befund einer nicht länger morphonologisch erklärbaren Stammallomorphie, zu erkennen an Umlaut- und Brechungserscheinungen bei bereits durchgeführter Synkope der diese auslösenden Nebensilbenvokale.

Innerhalb der Übergangszeit hat ein gründlicher Wandel des ganzen Flexionssystems stattgefunden: ausgehend von der ausschließlich äußeren Flexion des Urnordischen werden die ursprünglich bloß phonetischen Produkte von Umlaut und Brechung infol-

ge umfassender Reduktionstendenzen im Schwachtonbereich phonologisiert und somit morphologisiert, also Teil des Flexionssystems. Die Sprache der Übergangsinschriften ist nach wie vor fusional, wird jedoch zum Ende der Periode um eine innere Flexion erweitert.

Das Altnordische

Auf den altnordischen Runeninschriften Schwedens und Dänemarks treten uns quasi identische Paradigmata der *u*-Stämme entgegen, sieht man von geringen lautlichen Unterschieden ab: zum einen erscheinen die gleichen Endungssätze und damit zusammenhängenden morphonologischen Alternanzen in allen Casus:

Singular:

- Nominativ: *-R/-r* bzw. Assimilation an vorhergehenden Nasal (bei bestehendem Umlaut/Brechungsdiphthong der Wurzelsilbe durch altes *-u-*);
- Genitiv: *-aR/-ar* (gegebenenfalls mit *a*-Brechung des Wurzelvokals);
- Dativ: *-i* (welches *i*-Umlaut bewirkt);
- Akkusativ: *-Ø* (bei bestehendem Umlaut/Brechungsdiphthong der Wurzelsilbe durch altes *-u-*);

Plural:

- Nominativ: *-IR/-ir* (bewirkt gegebenenfalls *i*-Umlaut);
- Genitiv: *-a* (mit etwaiger *a*-Brechung des Wurzelvokals);
- Dativ: *-um* (wobei das *-u-* gegebenenfalls Umlaut oder Brechung bewirkt);
- Akkusativ: *-u* (wobei das *-u-* gegebenenfalls Umlaut oder Brechung bewirkt), *-i* (fallweise mit Umlaut des Wurzelvokals).

Die Durchführung des *u*-Umlauts dürfte allerdings nicht universell gegolten haben, wie das Altgutnische zeigt. Sieht man von dieser Einschränkung ab, ergibt sich zusammengekommen folgendes 'Idealparadigma' mit einem hohen Maß an Stammallomorphie:

	Singular	Plural
Nom.	<i>biorn</i>	<i>birnir</i>
Gen.	<i>biarnar</i>	<i>biarna</i>
Dat.	<i>birni</i>	<i>biornum</i>
Akk.	<i>biorn</i>	<i>biornu</i>

Tabelle 15

Das Flexionssystem zeigt hier bereits den fertigen Ausbau von der rein äußeren zu einer kombinierten Außen- und Innenflexion; gleichzeitig sind erste für den ostnordischen Bereich typisch werdende Tendenzen zum intraparadigmatischen Ausgleich zu beobachten. Diese Ausgleichsbewegungen gehen in mehrere Richtungen, wobei nicht

immer nur die ‘unmarkierten’ Casus den Ausgangspunkt bilden: etwa finden wir neben einem dem Nominativ Singular nachgebildeten rdän. **biornar**, rschw. **-beornar** {Gen. Sg.} auch die Gegenbeispiele rschw. **biærñ** {Nom. Sg.} und rdän. **biarn** {Akk. Sg.}, welche einem Genitiv nachgebildet sein dürften. Man darf übrigens davon ausgehen, dass ähnliche Ausgleichstendenzen auch die verschiedenen Umlautvokale der Wurzelsilbe betroffen haben, was sich anhand des defizitären Zeichenvorrats der wikingerzeitlichen Runenreihe aber nicht nachweisen lässt.

Die Einzelsprachen

In der altskandinavischen Periode ist eine starke Annäherung an die Flexion der *i*-Stämme zu konstatieren: hinsichtlich der Endungen stimmen die Masculina beider Flexionsklassen nach der vermutlich schon aus altnordischer Zeit stammenden analogen Entlehnung der Endung *-i* sogar völlig überein.

		altnordisch	altgutnisch	altschwedisch	altdänisch
Singular	Nom.	$-R^{(u)}$	*- <i>r</i>	- <i>er</i> ^u	-∅
	Gen.	- <i>aR</i> ^a	- <i>a</i> ^a	- <i>a(r)/æ(r)</i> ^a	- <i>s</i>
	Dat.	- <i>i</i> ⁱ	- <i>i</i> ⁱ	- <i>i/-e</i> ⁱ	-∅
	Akk.	-∅ ^u	*-∅	-∅ ^u	-∅
Plural	Nom.	- <i>iR</i> ⁱ	- <i>ir</i> ^{±i}	- <i>i(r)/-e(r)</i> ⁱ	- <i>æ/-ær</i>
	Gen.	- <i>a</i> ^a	*- <i>a</i> ^a	- <i>a</i> ^a	- <i>æs/-ærs</i>
	Dat.	*- <i>um</i> ^(u)	- <i>um</i>	- <i>um/-om</i> ^u	- <i>æ/-ær</i>
	Akk.	*- <i>u</i> ^(u) / <i>-i</i> ^{±i}	- <i>u/-i</i> ^{±i}	- <i>i/-e</i> ⁱ	- <i>æ/-ær</i>

Tabelle 16

Tabelle 16 stellt die Flexion der Einzelsprachen der des Altnordischen gegenüber. Im direkten Vergleich zeigen sich das Altgutnische und Altschwedische als ähnlich konservativ. Was den Endungssatz betrifft, bewahren diesen beide Sprachen relativ vollständig, wobei das Altschwedische bereits beginnende Reduktionstendenzen in Form von Vokalzentralisierungen in den meisten Casus sowie dem partiellen Verlust von auslautendem *-r* zeigt. Auch die alte Akkusativ-Plural-Endung *-u* kommt nur mehr sehr sporadisch vor, während *-i* bei weitem überwiegt. Was die Allomorphik der Binnenflexion angeht, ist dem Altgutnischen zum einen wesentlich, dass eine Umlautwirkung von *u* ausbleibt; auch der *i*-Umlaut wird aber nur mehr zum Teil durchgeführt. Im Altschwedischen ist zudem von umfassenden Ausgleichsbewegungen auszugehen, die Binnenflexion als solche wird dadurch bereits wieder schrittweise abgebaut.

In der Sprachentwicklung viel weiter fortgeschritten ist das Altdänische, dessen progressivere Dialekte zum Ende der altskandinavischen Zeit die Kategorie Casus streng genommen bereits eingebüßt haben: übrig bleibt die bis heute bestehende Flexion

durch Grundform und den Possessivmarker -s. Bezüglich der Substantivflexion ist damit ein Sprachstand erreicht, den das Schwedische und Norwegische erst mit der neuskandinavischen Periode erreichen.

Sammenfattning

Denne hovedoppgaven beskriver utviklingen som *u*-stammerne gjennomgår fra det urnordiske språktrinnet til de enkle østnordiske språkene i gammelskandinavisk tid som del av den (nord)germanske substantivbøyningen. *U*-stammerne egner seg for denne undersøkelsen på to grunner: Først fordi de berøres av de viktigste (morfo)fonologiske prosessene, d. v. s. omlyd og brytning; derfor reflekterer denne stammeklassen endringen i det hele fleksjonssystemet. For det andre er *u*-klassen liten nok at behandles innenfor rammen av hovedoppgaven.

Hovedvekten ligger på beskrivningen av de typologiske endringene i substantivbøyningen: den forvandler seg fra den urnordiske stammeklasseprinsippet (som fungerer nesten likt som i urgermanisk) til en spesiell kombinasjon av intern og ekstern fleksjon i vikingtida og begynner i østnordisk å forvandle seg igjen til den suffigale fleksjonen vi kjenner fra de levende språkene på Kontinentalskandinavia i dag.

I denne hensikten ble det nødvendig å velge forskjellige metoder for å undersøke de forskjellige språkstadiene: Minnesmerkene over det urnordiske språket er bare få, hvorfor hvert enkelt belegg burde eksamineres; kapitel 1 består derfor i hovedsaken av diskussjoner til disse beleggene. I overgangstida finner vi ikke noe sikre belegg fra *u*-bøyningen; derfor gir jeg en oversikt til de generelle språklige endringene i denne tida i kapitel 2. Med etableringen av 16-tegn-fuþarken i begynnelsen av det oldnordiske språktrinnet (kapitel 3) produseres plutselig flere tekster enn før og det er ikke nødvendig å eksaminere hvert enkelt belegg. For språkene i gammelskandinavisk tid til slutt har vi pålitelige håndbøker. Data burde bare ekstraheres fra dem og struktureres i kapitel 4.

Urnordisk

I urnordisk tid finner vi belegg fra fire kasus i singular, men ingen vokativ eller pluralis. Disse kasus måtte derfor rekonstrueres. Diskussjonene til de enkle beleggene gav som resultat følgende former med *u*-bøyning:

- i. Nom. Sg. KJ 66 *haukōþuR*, KJ 79 *waruR*;

- ii. Gen. Sg. KJ 60 *magōR*;
- iii. Dat. Sg. KJ 136 *Kunimundiu*;
- iv. Akk. Sg. KJ 75 *magu*, KJ 130 *laþōdu*.

Usikre former er KJ 47 *SigaduR*, KJ 50 *haþun*, KJ 67 *haukōþu* og *unaþu*. KJ 24 ‘*asau*’ og **alu** (flere belegg) synes å være ubrukelige for en språklog analyse. Bøyningsendelsene til vokativ singular, den hele plural og neutret ble rekonstrueres. I alt gir det bøyningsmønstrer i tabell 17.

	Singular	Plural
Nom.	<i>-uR</i> , neutr. <i>*-u</i>	<i>*-iūR</i> , neutr. <i>*-ū</i>
Gen.	<i>-ōR</i>	<i>*-ō⁽ⁿ⁾</i>
Dat.	<i>-iū</i>	<i>*-umaR/-umīR</i>
Akk.	<i>-u</i>	<i>*-un(n)</i> , neutr. <i>*-ū</i>
Vok.	<i>*-u</i>	= Nom.

Tabelle 17

I forhold til urindoeuropeisk finner vi en viktig morfologisk endring i urnordisk, morfologiske strukturen til substantiviske bøyningsformer gjennomgår en ombyggingsprosess: I urindoeuropeisk har ordet en minimalstruktur med tre deler:

R (Rot) + S (Suffiks) + E (Endelse)

Mens i urnordisk rota og suffikset er allerede fusjonert:

S (Stamme) + E (Endelse)

Typologisk sett fungerer den urnordiske substantivbøyningen bare uterlig, nemlig mellom suffigering. Etter Humboldt kan den spesifires som fusjonerende typen, hvor en enkel morfem uttrykker flere grammatiske kategorier. Derimot finner vi ikke noe morfologiske fenomener som blir karakteristisk i senere tid. Urnordisk er altså et typisk gammelindoeuropeisk språk som t. d. latin eller gammel gresk.

Overgangstida

Alle mulige belegg for *u*-stammerne i overgangstida (*haþu*, *Kunimundiu*, *unaþu*, *hakōþu*, *laþop*, *Alu*, *mægiu*) er usikre. Uten grunnlag i minnesmerkene kunne *u*-stammernes paradigma ikke beskrives eller rekonstrueres.

Innskriftene fra Blekinge (KJ 95–98) viser ombyggingen i det fonologiske og morfologiske systemet i hensikt til de viktigste utviklinger og utviklingstendenser i overgangstida: den gradvise vokalsvekkelsen i trykklette stavelser som gir synkopen; morfofo-

nologiske prosessene omlyd og brytning under bevaring av deres *trigger*-vokaler; eksempler til monoftongering; sandhi. Den norske innskriften fra Eggja (KJ 101) befinner seg allerede på et norrønt språktilstand:

- (a) Synkopen er helt gjennomført;
- (b) Det finnes ikke noe svarabhaktivokaler;
- (c) Ordstammerne viser allomorfiske alternasjoner som kan ikke lenger forklares mellom morfofonologiske fenomener.

I overgangstida forvandler seg hele bøyningssystemet til en spesiell kombinasjon av intern og ekstern fleksjon. Omlyd og brytning som begynner som bare fonetiske prosesser blir fonologisert etter trykksvake vokaler faller bort og til slutt morfologisert, altså en del til fleksjonssystemet.

Oldnordisk

Bøyningen av *u*-stammerne på de oldnordiske runinnskrifterne i Sverige og Danmark er nesten identiske. Bøyningsendelser er egentlig de samme, og så er morfonologiske svingningen i rota i alle kasus:

Singular:

- Nominativ: *-R/-r* eller assimilasjon på forutgående nasal (med omlyd/brytning fra gammel *-u-* i endelsesstavelsen);
- Genitiv: *-aR/-ar* (med *a*-brytning i rotstavelsen);
- Dativ: *-i* (som gir *i*-omlyd i rotstavelsen);
- Akkusativ: *-Ø* (med omlyd/brytning fra gammel *-u-* i endelsesstavelsen);

Plural:

- Nominativ: *-iR/-ir* (med *i*-omlyd i rotstavelsen);
- Genitiv: *-a* (med *a*-brytning i rotstavelsen);
- Dativ: *-um* (med omlyd/brytning i rotstavelsen);
- Akkusativ: *-u* (med omlyd/brytning i rotstavelsen), *-i* (delvis med *i*-omlyd i rotstavelsen).

U-omlyden blir ikke gjennomført i oldgutnisk. Bortsett fra det kan vi ansette det følgende idealparadigmet:

Fleksjonssystemet ble allerede ombygd fra ren suffigering til en kombinert bøyning med ytre og indre fleksjon; dessuten finner vi de første eksempler av intraparadigmatisk analogi som er typisk for østnordiske språkene.

	Singular	Plural
Nom.	<i>biorn</i>	<i>birnir</i>
Gen.	<i>biarnar</i>	<i>biarna</i>
Dat.	<i>birni</i>	<i>biornum</i>
Akk.	<i>biorn</i>	<i>biornu</i>

Tabelle 18

De østnordiske språkene

I den oldskandinaviske perioden nærmer seg *u*-stammerne bøyningen fra *i*-stammerne. Bøyningsendelsene til maskulina er de samme etter fleksivet *-i* {akk. pl. mask. i} overtas ifølge analogi.

		oldnordisk	oldgutnisk	gammelsvensk	gammeldansk
Singular	Nom.	$-R^{(u)}$	*- <i>r</i>	- <i>er</i> ^u	-Ø
	Gen.	- <i>aR</i> ^a	- <i>ar</i> ^a	- <i>a(r)/æ(r)</i> ^a	- <i>s</i>
	Dat.	- <i>i</i> ⁱ	- <i>i</i> ⁱ	- <i>i/-e</i> ⁱ	-Ø
	Akk.	-Ø ^u	*-Ø	-Ø ^u	-Ø
Plural	Nom.	- <i>iR</i> ⁱ	- <i>ir</i> ^{±i}	- <i>i(r)/-e(r)</i> ⁱ	- <i>æ/-ær</i>
	Gen.	- <i>a</i> ^a	*- <i>a</i> ^a	- <i>a</i> ^a	- <i>æs/-ærs</i>
	Dat.	*- <i>um</i> ^(u)	- <i>um</i>	- <i>um/-om</i> ^u	- <i>æ/-ær</i>
	Akk.	*- <i>u</i> ^(u) / <i>-i</i> ^{±i}	- <i>u/-i</i> ^{±i}	- <i>i/-e</i> ⁱ	- <i>æ/-ær</i>

Tabelle 19

Tabell 19 sammenlikner bøyningen i de østnordiske språkene med den i oldnordisk. Oldgutnisk og gammelsvensk er heller konservative og bevarer endelsene nesten fullstendige; gammelsvensk allerede viser noe reduksjonstendenser som vokalsvekkelsen i flere kasus og bortfall av utlydende *-r*. Den gamle endelsen *-u* i akkusativ pluralis finnes sjelden, *u*-stammernes *-i* er den vanlige formen. *U*-omlyden blir ikke gjennomført i oldgutnisk, *i*-omlyden bare delvist. Tallrike analogiske tendenser i gammelsvensk begynner å annullere indre fleksjonen. Mest progressiv er gammeldansk som taper den grammatiske kategorien kasus og erstatter den med et system av grundform og possessivmarker *-s*.

Lebenslauf

Persönliche Informationen

Name	Raimund Staudinger
Geburtsort	Waidhofen an der Ybbs
Geburtsdatum	13.4.1981
Staatsbürgerschaft	Österreich

Schulbildung

1988–1991	Volksschule Wolfsbach
1991–2000	Öffentliches Stiftsgymnasium der Benediktiner Seitenstetten
9/2000	Reifeprüfung am Stiftsgymnasium Seitenstetten

Studium

2001–2013	Studium der Skandinavistik an der Universität Wien
ab 2004	Studium der Sprachwissenschaft an der Universität Wien
8–9/2004	Indo-European Summer School an der Freien Universität Berlin

Publikation

2007	(Gemeinsam mit Anna-Maria Adaktylos, Hannes A. Fellner, Bernhard Koller, Melanie Malzahn und Katharina Simma.) A concordance to the unedited Tocharian texts of the Berlin Turfan collection. In: Instrumenta Tocharica, ed. Melanie Malzahn (= Indogerman. Bibliothek, 1. Reihe ; Heidelberg 2007), 39-78.
------	---